



## Edgar Rice Burroughs Krieg auf der Venus

Ein Terraner auf der Welt unheimlicher Gefahren

Der amerikanische Astronaut Carson Napier ist auf dem Planeten Venus gestrandet. Er besitzt keine technischen Hilfsmittel, denn seine Rakete ist zerschellt. Um den täglichen Kampf gegen die Natur und die Bewohner des wilden Planeten zu bestehen, ist er allein auf seine Intelligenz und Findigkeit angewiesen.

Der Terraner setzt sich durch. Selbst in aussichtslosen Situationen findet er einen rettenden Ausweg. So auch jetzt. Mit einer selbstkonstruierten Flugmaschine entzieht er sich dem Zugriff seiner Gegner und startet zum großen Flug um die Venus.

### EDGAR RICE BURROUGHS

Der Autor wurde 1875 geboren und starb im Jahre 1950. Obwohl er erst im Alter von fünfunddreißig Jahren zu schreiben begann, errang er in kurzer Zeit schriftstellerischen Erfolg, der zu Millionenauflagen führte. Neben seinen Tarzan-Romanen wurde sein vierbändiger Venus-Zyklus (ab 1934 entstanden) bekannt, dessen dritten Band wir hier vorlegen. Die beiden ersten Bände erschienen als Heyne-Bücher 3188 und 3192 unter den Titeln PIRATEN DER VENUS und AUF DER VENUS VERSCHOLLEN. Der Band vier ist in Vorbereitung und erscheint in Kürze.

# Edgar Rice Burroughs Krieg auf der Venus

HEYNE-BUCH Nr. 3222 im Wilhelm Heyne Verlag, München 1971

ISBN: n/a

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

**Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!**

SCIENCE FICTION

EDGAR RICE BURROUGHS

# KRIEG AUF DER VENUS

*Ein klassischer utopischer Roman*

*Deutsche Erstveröffentlichung*

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3222  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

CARSON OF VENUS

Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück

Copyright © 1937, 1938, 1939 by Edgar Rice Burroughs, Inc.

Printed in Germany 1971

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München  
Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

## **Inhalt**

VORWORT	5
Kapitel 1	7
Kapitel 2	15
Kapitel 3	32
Kapitel 4	43
Kapitel 5	60
Kapitel 6	71
Kapitel 7	84
Kapitel 8	98
Kapitel 9	109
Kapitel 10	124
Kapitel 11	136
Kapitel 12	149
Kapitel 13	162
Kapitel 14	178
Kapitel 15	188
Kapitel 16	201
Kapitel 17	212
Kapitel 18	228
Kapitel 19	236
Kapitel 20	248

## VORWORT

*Indien ist eine eigene fremde Welt, die ihre besonderen Sitten und ihren eigenen Okkultismus hat. Selbst im entfernten Barsoom oder gar in Amtor mag man keine verwirrenderen Geheimnisse finden als bei diesem Volk. Von den vielen guten Dingen, die uns Indien gegeben hat, beschäftigt mich im Augenblick nur eins – die Fähigkeit, die der alte Chand Kabi dem Sohn eines englischen Offiziers vermittelte, die Fähigkeit der Gedanken- und Bildübertragung über Entfernungen, die sogar die Abgründe zwischen den Planeten überbrücken. Dieser Fähigkeit verdanken wir die Tatsache, daß Carson Napier durch mich die Geschichte seiner Abenteuer auf der Venus aufzeichnen ließ.*

*Als er in seiner gewaltigen Rakete von der Insel Guadalupe zum Mars startete, war ich geistiger Zeuge dieses epochalen Fluges, der wegen eines Rechenfehlers auf der Venus endete. Ich folgte seinen Abenteuern, die im Inselkönigreich Vepaja*

*ihren Anfang nahmen, als er sich hoffnungslos in die unerreichbare Tochter des Königs verliebte. Ich nahm teil an den Reisen der beiden jungen Menschen über Meere und Kontinente; zusammen mit ihnen lernte ich die feindlichen Städte Kapdor und Kormor kennen – und schließlich das herrliche Havatoo, wo Duare aufgrund einer seltsamen Justiz zum Tode verurteilt wurde. Ich bangte mit ihnen, bis die Flucht in dem Flugzeug gelang, das Carson Napier auf Bitten der Herrscher von Havatoo gebaut hatte. Und ich litt mit Napier, weil Duare aufgrund ihrer Erziehung in seinen Liebesbeteuerungen nichts anderes sehen konnte als eine Beleidigung. Schließlich durfte ich aber miterleben, daß sie die Wahrheit erkannte. Das geschah unmittelbar nach ihrer Flucht, als sie im Flugzeug über dem Fluß des Todes schwebten und auf eine unbekannte Küste zuhielten. Ihre Suche nach Duares Heimat schien hoffnungslos.*

*Monate vergingen. Ich begann schon zu befürchten, daß den beiden etwas zugestoßen war, als ich plötzlich wieder Kontakt mit Napier bekam. Wie bisher werde ich seine Botschaften so exakt wie möglich in seinen eigenen Worten wiedergeben.*

# 1

Wer schon einmal geflogen ist, erinnert sich sicher an die Freude, die ein erster Flug über vertrautes Gelände bereiten kann – die Überraschung, altvertraute Dinge plötzlich aus neuer Perspektive zu sehen, die Beruhigung, einen Flughafen in der Nähe zu haben und zu wissen, wohin man sich nach der Landung wenden kann.

Aber als Duare und ich im Feuer der Verfolger aus Havatoo aufstiegen, lag ein unbekanntes Land voller unvorstellbarer Gefahren unter uns. Dennoch war dieser Start der glücklichste und zugleich aufregendste Augenblick meines Lebens. Die Frau meines Herzens hatte mir soeben ihre Liebe offenbart, ich saß wieder am Steuer meines Flugzeugs, und ich war frei! Zweifellos hatten wir noch zahlreiche unbekannte Gefahren zu überstehen, ehe wir unser Ziel erreichten, wenn wir Vepaja jemals fanden. Aber im Augenblick konnte nichts meine Stimmung trüben. Wie es um Duare stand, weiß ich nicht; vielleicht wurde sie von Furcht beherrscht, denn bis zu diesem Tage hatte sie nicht gewußt, daß es Maschinen gab, die fliegen konnten. Sie war jedoch

sehr mutig und ließ sich ihre Unsicherheit nicht anmerken.

Das Flugzeug war eine kleine Maschine, von einer auf der Erde bisher nicht erreichten Perfektion. Die Wissenschaftler Havatoos hatten mir synthetische Materialien von außerordentlicher Haltbarkeit und Leichtigkeit zur Verfügung gestellt und mir versichert, daß die Lebensdauer des Flugzeugs mindestens fünfzig Jahre betragen würde. Für diese Zeit hatte ich auch Treibstoff an Bord – eine Handvoll des amtorischen Elements *Lor*, das die Substanz *Yor-San* enthält. Kommen diese Substanzen mit einem Metall zusammen, das *Vik-ro* genannt wird, ergibt sich eine völlige Auflösung des *Lor*, und aus dieser Reaktion bezieht der Antrieb unseres Flugzeugs seine Energie.

Soweit es sich um das Flugzeug handelte, hätten wir theoretisch fünfzig Jahre lang ununterbrochen fliegen können; das ließ sich jedoch schon deswegen nicht realisieren, weil wir keine Vorräte an Bord hatten. Unser überstürzter Abflug hatte es mir unmöglich gemacht, Vorsorge zu treffen. Wir waren knapp mit dem Leben davongekommen und mußten es zufrieden sein.

Aber Duare scheute vor dem Gedanken an die Zukunft nicht zurück; unschuldig fragte sie: »Wohin fliegen wir?«

»Wir suchen Vepaja«, erwiderte ich. »Ich will versuchen, dich nach Hause zu bringen.«

Aber sie schüttelte den Kopf. »Nein, das können wir nicht.«

»Aber das wolltest du doch immer!«

»Jetzt nicht mehr, Carson. Mein Vater, der König, würde dich vernichten. Wir haben uns unsere Liebe gestanden, und das darf eine Königstochter nicht, ehe sie zwanzig ist. Das weißt du sehr wohl.«

»O ja«, sagte ich. »Du hast es mir oft genug gesagt.«

»Aber nur zu deinem eigenen Schutz. In Wirklichkeit habe ich dich von Anfang an geliebt.«

»Dann hast du dich aber gut ver stellt, denn ich glaubte, du hättest nichts für mich übrig. Nur manchmal war ich mir dessen nicht so sicher.«

»Und weil ich dich liebe, darfst du nie in die Hände meines Vaters fallen.«

»Aber was können wir tun? Wo könnten wir auf dieser Welt in Frieden leben? In Vepaja wärst wenigstens du in Sicherheit. Vielleicht lässt sich dein Vater umstimmen.«

»Nein, das würde dir nie gelingen. Unsere ungeschriebenen Gesetze machen aus der Königsfamilie so etwas wie Götter, und eine

Königstochter ist besonders sakrosankt. Niemand darf sie anschauen oder gar mit ihr sprechen.«

»Ein verrücktes Gesetz!« sagte ich. »Du wärst heute tot, wenn ich es nicht gebrochen hätte. Würde sich dein Vater mir nicht verpflichtet fühlen?«

»Als Vater sicherlich – nicht aber als Jong. Und Ja er natürlich in erster Linie Jong ist, können wir nicht nach Vepaja zurückkehren«, sagte sie nachdrücklich.

Welch ironischen Streich hatte mir das Schicksal da gespielt! In wie viele Mädchen hätte ich mich verlieben können – und ausgerechnet eine Göttin hatte ich mir erwählt! Trotzdem hätte ich es mir nicht anders gewünscht. Duare zu haben – in dem Bewußtsein, daß diese Liebe erwidert wurde – , war mehr wert als ein Leben mit irgendeiner anderen Frau.

Duares Entscheidung, nicht nach Vepaja zurückzukehren, stellte mich vor neue Probleme. Obwohl ich mir nicht sicher war, daß ich Vepaja jemals gefunden hätte, war das doch wenigstens ein Ziel gewesen, und jetzt hatte ich nichts. Havatoo war eine großartige Stadt, aber die unverständliche Verurteilung Duares nach ihrer Rettung aus der Stadt der Toten machte eine Umkehr unmöglich. Und sich eine andere gastfreundliche Stadt zu suchen, schien von vornherein ein hoffnungsloses

Unterfangen; zu verwirrend waren die Lebensformen auf diesem seltsamen Planeten. Amtor war eine Welt der Gegensätze, Anormalitäten und Paradoxe, die es unmöglich machten, sich irgendwo sicher zu fühlen. Welche Hoffnung bestand unter diesen Umständen für mich und Duare, einen sicheren Unterschlupf zu finden? Insgeheim kam ich in diesem Augenblick zu dem Entschluß, Duare doch nach Vepaja zurückzubringen, damit wenigstens sie in Sicherheit war.

Wir flogen südwärts am Gerlat kum Rov, dem Fluß des Todes, entlang, der uns irgendwann einmal zum Meer führen würde. Ich flog niedrig, damit wir die Landschaft betrachten konnten – Wälder, Hügel und Ebenen, in der Entfernung begrenzt von geheimnisvollen Höhenzügen. Über allem lastete wie ein schweres Zeltdach der innere Wolkengürtel, der den Planeten völlig umspannt und der die Sonnenstrahlung derart absorbiert, daß die Lebensbedingungen auf der Venusoberfläche erträglich werden. Wir beobachteten riesige Tierherden, die auf den Ebenen grasten; nur Menschen oder menschliche Siedlungen sahen wir nicht. Es war eine anscheinend unberührte Wildnis, die sich unter uns erstreckte, eine wunderhübsche Szene, die aber sicher ihre Gefahren hatte.

Ich steuerte nach Süden – in der Annahme, daß ich das vor uns liegende Meer überqueren mußte,

um Vepaja zu erreichen. Da ich wußte, daß dieses Land eine Insel war, hatte ich mein Flugzeug vorsichtshalber mit einziehbaren Schwimmern ausgerüstet.

Der Anblick der Herden unter uns regte meinen Appetit an, und ich leitete die Landung ein.

»Ehe du das Ding gelandet hast, sind schon alle Tiere in die Flucht geschlagen«, sagte Duare.

»Bitte nenne mein schönes Schiff nicht ›Ding‹«, sagte ich.

»Aber es ist kein Schiff«, erwiderte sie. »Ein Schiff schwimmt im Wasser. Oh, ich habe einen guten Namen, Carson – wir nennen es Anotar!«

»Wunderbar!« sagte ich. »Das paßt bestens.«

In der amtorischen Sprache bedeutet *notar* Schiff, und mit *an* werden die Vögel bezeichnet – Duare nannte unser Flugzeug also »Vogelschiff« – eine romantische Bezeichnung, die mir gut gefiel.

Da unser Motor fast geräuschlos lief, bemerkten uns die grasenden Tiere nicht, als ich zur Landung einschwebte. Nur Duare hielt den Atem an und klammerte sich an meinem Arm fest. Diese erste Landung muß für sie besonders fürchterlich gewesen sein.

Wir stürzten förmlich dem Boden entgegen, als eines der grasenden Tiere nach oben blickte und

sofort warnend schnaubte. Im gleichen Augenblick galoppierte es davon, gefolgt von der ausbrechenden Herde.

Ich halte es nicht für sehr sportlich, ein Tier vom Flugzeug aus zu erlegen, aber ich hatte es auf Nahrung abgesehen. Ohne Gewissensbisse zog ich daher meine Pistole und erlegte ein Tier, das noch recht jung und saftig wirkte. Die Jagd hatte uns in gefährliche Nähe eines Waldrandes gebracht, und ich mußte ziemlich steil in die Höhe ziehen, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Ich warf einen Blick auf Duare, die mit bleichem Gesicht neben mir saß; aber sie hielt sich gut.

Als ich bei unserer Beute landete, war die Herde nicht mehr zu sehen.

Ich ließ Duare im Cockpit zurück und machte mich daran, das Tier zu zerlegen. Ich wollte soviel Fleisch wie möglich an Bord nehmen, damit wir eine Zeitlang auskommen konnten, bis wir einen besseren Lagerplatz fanden. Ich arbeitete dicht am Flugzeug, und weder Duare noch ich achteten auf den Waldrand, der ziemlich nahe war. Wir hätten besser aufpassen müssen, aber ich war bestrebt, meine Arbeit so schnell wie möglich zu beenden.

Die erste Gewißheit, daß etwas nicht stimmte, vermittelte mir Duares entsetzter Schrei. Ich fuhr herum und erblickte mindestens zehn Angreifer, die sich mit erhobenen Schwertern auf mich stürzten.

Ich hatte keine Chance und wurde schon in der nächsten Sekunde zu Boden geschlagen. Ehe ich ohnmächtig wurde, sah ich noch, daß es sich bei meinen Angreifern ausnahmslos um Frauen handelte.

Als ich wieder zu Bewußtsein kam, war ich allein; die kriegerischen Frauen und Duare waren verschwunden.

2

Ich war in diesem ersten Augenblick so niedergeschlagen wie noch nie in meinem Leben. Nach einigen wenigen glücklichen Stunden war mir Duare wieder entrissen worden, und einen Augenblick lang wußte ich nicht, was ich tun sollte.

Ich war verletzt; am Oberkörper und Kopf hatte ich mehrere Schwertwunden. Ich weiß noch heute nicht, warum ich nicht daran gestorben bin, jedenfalls hatten die Frauen mich für tot gehalten, als sie den Rückzug antraten.

Ich konnte mich noch einigermaßen bewegen, auch wenn ich viel Blut verloren hatte.

Das Flugzeug war offensichtlich unbeschädigt, und wie ich durch einen kurzen Rundblick feststellte, hatte es mir das Leben gerettet. In einiger Entfernung trieben sich gefährlich aussehende Tiere herum, die wahrscheinlich nur durch das unheimliche Monstrum, das da über mich wachte, von einer Annäherung abgehalten worden waren.

Soweit ich mich erinnerte, hatten die kriegerischen Frauen einen gewissen Grad der Zivilisation erreicht; Kleidung und Waffen ließen

das deutlich erkennen. Ich schloß daraus, daß sie in einem Dorf wohnen mußten, das – da sie zu Fuß gekommen waren – nicht allzu weit entfernt sein konnte. Da sie sicher auch aus dem Wald gekommen waren, wußte ich auch die ungefähre Richtung, in der ich Duare suchen mußte. Allerdings hatten wir vor der Landung kein Dorf gesehen. Es wäre daher sinnlos gewesen, meine Suche zu Fuß zu beginnen – nicht zuletzt auch wegen der wilden Tiere – , und wenn sich das Dorf doch im Freien befand, ließ es sich aus der Luft leichter feststellen.

Als ich mich hinter die Kontrollen setzte, war mir ziemlich schwindlig zumute, aber ich nahm mich zusammen. Der Start verlief befriedigend, und als ich schließlich in der Luft war, nahm mich die Suche so gefangen, daß ich meine Schmerzen fast völlig vergaß. Ich flog ganz niedrig, denn obwohl das Dorf im Wald getarnt sein mochte, konnte ich es doch vielleicht da meine Maschine wirklich lautlos flog.

Der Wald war nicht sehr groß, und ich hatte ihn bald durchgekämmt, ohne eine Siedlung zu finden. Auf einer kleinen Hügelkette bemerkte ich aber einen deutlich ausgetretenen Pfad, den ich jetzt überflog. Aber auch hier war kein Dorf zu sehen, obwohl sich die Landschaft dahinter überschaubar vor mir ausbreitete.

Die Hügel waren mit kleinen Tälern und Cañons durchsetzt, in denen sich eine Siedlung

kaum verbergen konnte. Ich kehrte also an den Ausgangspunkt meiner Suche zurück, um von vorn zu beginnen.

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Gestalt gelenkt, die über eine Ebene marschierte. Es war ein Mann, der schnell ausschritt und sich dabei immer wieder furchtsam umblickte. Mein Flugzeug hatte er noch nicht entdeckt, denn seine Aufmerksamkeit wurde von einem Verfolger in Anspruch genommen – einem löwenähnlichen Raubtier, das ich kannte; ich hatte mit Tharbans schon unangenehme Erfahrungen gemacht und wußte, daß dieses Tier kurz vor dem Angriff stand. Ich setzte eben noch rechtzeitig zum Sturzflug an, zog meine Pistole und gab einen Strahlschuß auf das heranschnellende Monstrum ab, gerade als ich die Maschine wieder hochzog. Es war wohl mehr Glück Treffsicherheit, das mich mein Ziel finden ließ. Sanft setzte ich hinter dem Mann auf.

Ich weiß nicht, warum er keinen Fluchtversuch unternahm; sicherlich hatte ihn das Flugzeug zu Tode erschreckt. Jedenfalls rührte er sich nicht vom Fleck, als ich näher heranrollte und schließlich zu Boden sprang.

Vorsichtig trat ich auf ihn zu. Er war ein unscheinbarer Bursche mit einem Lententuch, das fast wie ein Rock wirkte. Um den Hals trug er mehrere farbenfrohe Ketten; dazu weiße Armringe,

Broschen und Knöchelringe. Er hatte langes schwarzes Haar, das an den Schläfen zu Knoten gewunden war, in denen kleine farbige Federn steckten. Bewaffnet war er mit Schwert, Speer und Jagdmesser.

Vorsichtig wich er einige Schritte zurück. »Wer bist du?« fragte er auf amtorisch. »Ich will dich nicht töten, aber wenn du noch näher kommst, bleibt mir nichts anderes übrig. Was willst du?«

»Ich will dir nichts tun«, erwiederte ich. »Ich möchte nur mit dir sprechen.«

»Sage mir zuerst, warum du den Tharban umgebracht hast, der mich töten und fressen wollte.«

»Damit er dich nicht tötet und frißt.«

Er schüttelte den Kopf. »Seltsam. Du kennst mich nicht, warum willst du dann mein Leben retten?«

»Weil wir beide Männer sind.«

»Das klingt gut«, erwiederte er. »Wenn alle so dächten, würden wir sicher besser behandelt. Aber die meisten hätten auch dann sicher große Angst. Was ist das für ein Ding, in dem du geflogen bist? Ich sehe, daß es kein Tier ist – warum stürzt es nicht zu Boden und tötet dich?«

Ich verspürte wenig Neigung, ihm die Probleme der Aeronautik zu erklären, und sagte ihm daher

nur, daß das Flugzeug oben bliebe, weil ich es so wollte.

»Du mußt ein mächtiger Mann sein«, sagte er bewundernd, »Wie ist dein Name?«

»Carson – und wie heißt du?«

»Lula«, erwiderte er. »Aber sag mir – Carson ist ein seltsamer Name für einen Mann. Klingt eher wie ein Frauenname.«

»Mehr als Lula?« fragte ich und unterdrückte ein Lächeln.

»O ja – Lula ist ein sehr männlicher Name, ein sehr hübscher Name, findest du nicht auch?«

»Gewiß«, sagte ich beruhigend. »Sag mir, wo wohnst du, Lula?«

Er deutete in die Richtung, aus der ich eben gekommen war. »Ich lebe in Houtomai im Kleinen Cañon.«

»Und wie weit ist es bis dahin?«

»Oh, zwei *Kloobob*.«

Das waren nur etwa vier Kilometer, und ich hatte das ganze Hügelgebiet doch schon vergeblich abgesucht!

»Vor einiger Zeit habe ich eine Gruppe weiblicher Krieger mit Schwertern und Speeren gesehen«, sagte ich. »Weißt du vielleicht, wo sie wohnen?«

»Oh, vielleicht in Houtomai, vielleicht auch in einem der anderen Dörfer der Gegend. Wir Samary haben viele Dörfer – wir sind sehr mächtig. Hatte eine der Frauen eine große Narbe auf der Wange?«

»Ich hatte eigentlich nicht die Zeit, das festzustellen.«

»Es hätte Bund sein können – Bund ist meine Gattin. Sie ist sehr stark und müßte eigentlich Häuptling sein.« Er sagte *Jong*, was eigentlich König bedeutet, aber die Bezeichnung Häuptling scheint mir hier besser zu passen.

»Bringst du mich nach Houtomai?« fragte ich.

»Gnade dir der Himmel – nein! Sie würden dich umbringen! Männer gefallen ihnen nicht sehr, und sie töten jeden Fremden, der sich in die Gegend verläuft. Sie würden auch uns umbringen, wenn sie dann nicht befürchten müßten, daß der Stamm ausstirbt. Manchmal werden sie so wütend, daß sie einen von uns töten, und ich bin erst gestern Bund entwischt und habe mich die Nacht über versteckt. Ich hoffe, daß sie sich inzwischen beruhigt hat und ich mich wieder sehen lassen kann.«

»Nehmen wir einmal an, die Frauen hätten ein fremdes Mädchen gefangen«, fragte ich. »Was würden sie mit ihr machen?«

»Wahrscheinlich müßte die Gefangene als Sklavin arbeiten.«

»Und würde man sie gut behandeln?«

»Die Frauen behandeln niemanden gut – außer sich selbst.«

»Aber sie würden ihre Sklavin doch nicht umbringen?« fragte ich angstvoll.

»Vielleicht doch. Sie sind sehr launisch, und wenn eine Sklavin einen Fehler macht, würde sie sicher ausgepeitscht. Und das hat manchmal schon zum Tode geführt.«

»Fühlst du dich zu Bund sehr hingezogen?« fragte ich.

»Hingezogen? Wer hat schon von einem Mann gehört, der sich zu einer Frau hingezogen fühlt? Ich hasse sie alle, aber was kann man dagegen tun? Wenn ich versuchen würde, auszuwandern, wäre es sofort um mich geschehen. Wenn ich hierbleibe und Bund zu Gefallen bin, werde ich wenigstens geschützt und ernährt und weiß, wo ich schlafen kann. Und wenn wir Lendentücher oder Sandalen machen, haben wir manchmal schon ein wenig Spaß. So ein Leben ist jedenfalls besser, als tot zu sein.«

»Lula, ich bin in Schwierigkeiten und möchte dich bitten, mir zu helfen. Du weißt ja, daß wir Männer zusammenhalten müssen. Ich möchte gern, daß du mich nach Houtomai bringst.«

Er starrte mich mißtrauisch an, ohne etwas zu erwidern.

»Vergiß nicht, daß ich dir das Leben gerettet habe«, mahnte ich ihn.

»Das stimmt, und ich bin dir auch etwas schuldig. Aber warum willst du nach Houtomai?«

»Ich möchte feststellen, ob meine Gefährtin dort ist. Sie wurde heute morgen von einigen Kriegerfrauen entführt.«

»Warum willst du sie wiederhaben? Ich wünschte mir, jemand würde Bund entführen!«

»Das verstehst du vielleicht nicht, Lula; aber ich möchte sie wiederhaben. Willst du mir helfen?«

»Bis zum Eingang des kleinen Cañons könnte ich dich führen – nicht aber ins Dorf. Mit deinen komischen hellen Haaren würdest du sofort auffallen, und man würde uns beide umbringen. Wenn du schwarzes Haar hättest, könntest du dich in der Nacht ins Dorf schleichen und mit mir in einer der Höhlen wohnen.

Ich bin sicher, daß du lange Zeit ungeschoren davonkommen könntest. Oberhaupt kümmern sich die Frauen wenig um uns Männer.«

»Aber würden mich die anderen Männer nicht verraten?«

»Nein – sie werden es für einen großartigen Witz halten, die Frauen an der Nase herumzuführen. Und wenn du entdeckt werden solltest, würden sie sagen, daß du uns ebenfalls getäuscht hast. Schade, daß du kein schwarzes Haar hast.«

Das fand ich auch, und dauerte nicht lange, bis ein Plan in mir reifte.

»Lula, hast du schon einmal einen Anotar gesehen?« fragte ich und deutete auf das Schiff.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, noch nie.«

»Möchtest du dir's mal ansehen?«

Er stimmte zu, und ich stieg in das Cockpit und forderte ihn auf, mir zu folgen. Als er sich neben mir niedergelassen hatte, legte ich ihm den Sicherheitsgurt an und erklärte ihm den Zweck.

»Wollen wir mal los?« fragte ich.

»In die Luft? O nein!«

»Naja, dann nur ein wenig am Boden?«

»Gut, nur ein kleines Stückchen am Boden!«

Ich ließ das Flugzeug anrollen, fuhr ein wenig hin und her und drehte es schließlich in den Wind. Dann setzte ich zum Start an.

»Nicht so schnell!« kreischte er und versuchte hinauszuspringen. Dabei war ihm der Sicherheitsgurt im Wege, den er nicht so schnell öffnen konnte, und

als er wieder aufblickte, hingen wir schon in der Luft. Er schrie auf und schloß die Augen.

»Du hast mich belogen!« brüllte er.

»Ich habe gesagt, wir rollen ein wenig am Boden. Daß wir nicht starten, habe ich dir nicht versprochen!« Ich gebe zu, daß das ein billiger Trick war, aber immerhin stand einiges für mich auf dem Spiel. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin schon Millionen *Kloobob* damit geflogen. Du wirst dich schon daran gewöhnen. Du wirst sogar Spaß an der Sache haben, denn hier oben bist du sicherer als dort unten. Du bist für alle Frauen und Tharbans unerreichbar.«

Er beruhigte sich schnell wieder und begann sich tatsächlich bald für die Landschaft zu interessieren.

»Und du kannst stolz sein, Lula«, fuhr ich fort.

»Wieso?«

»Soweit ich weiß, bist du der dritte Mensch, der in der Atmosphäre Amtors geflogen ist, wenn man mal von den Klangan absieht. Aber die sind ja keine Menschen.«

Ich steuerte die Stelle am Waldrand an, wo ich das Tier getötet hatte. Bei einer kurzen Zwischenlandung nahm ich einige Streifen fettes Fleisch an Bord und stieg sofort wieder auf.

Lula war bereits zum begeisterten Flugpassagier geworden, und ohne den Sicherheitsgurt wäre er sicher hinausgefallen.

»He!« rief er plötzlich. »Du fliegst in die falsche Richtung – Houtomai ist dort drüben!«

»Ich muß mir erst mal schwarzes Haar beschaffen«, erwiederte ich.

Er starnte mich entsetzt an; wahrscheinlich glaubte er sich einem Wahnsinnigen ausgeliefert. Er sagte nichts, aber von Zeit zu Zeit musterte er mich aus den Augenwinkeln.

Ich steuerte den Fluß des Todes an, in dessen Bett ich eine flache Insel bemerkt hatte. Vorsichtig landete ich auf dem Wasser, steuerte die Maschine in eine kleine Bucht und ging mit Lula an Land. Bereitwillig entzündete er mir ein Feuer, während ich eine Anzahl großer Blätter pflückte. Das Fleisch legte ich dann in das offene Feuer und ließ das schwarze Fett auf die Blätter tröpfeln. Es dauerte länger, als ich erwartet hatte, aber schließlich hatte ich genügend Färbmasse, die ich mir ins Haar rieb.

Grinsend beobachtete mich Lula, während ich meine Toilette vollendete, mir die Hände wusch und der Färbung mit ein wenig Asche nachhalf. Jetzt fühlte ich mich wie ein neuer Mann und stellte zu meinem Erstaunen fest, daß ich über den

Aufregungen des Tages meine Wunden fast völlig vergessen hatte.

Der Start aus dem Flußwasser muß für den Amtorier besonders aufregend gewesen sein, weil eine lange Startstrecke erforderlich war. Schließlich waren wir aber in der Luft und schwebten schon wenig später über dem Kleinen Cañon – in dem ich trotz aller Anstrengungen kein Dorf entdecken konnte.

»Aber wo ist denn Houtomai?« fragte ich.

»Da unten«, erwiderte Lula. »Die Höhlen sind aber von hier aus nicht zu sehen.«

Jetzt begriff ich – Houtomai war eine Höhlensiedlung! Kein Wunder, daß ich nichts bemerkt hatte!

Ich kreiste mehrmals über dem Cañon und prägte mir die Landschaft ein. Ich war entschlossen, Lula noch ein wenig bei mir in der Luft zu behalten, denn wenn ich vor Sonnenuntergang landete, war es möglich, daß er es sich anders überlegte und ich ohne seine Hilfe auskommen mußte. Und das wäre sehr unangenehm gewesen.

Als die Nacht hereinbrach, landete ich die Maschine bei einer Baumgruppe und zurrte sie fest. Es gefiel mir ganz und gar nicht, das Flugzeug dort zurücklassen zu müssen, aber es blieb mir nichts anderes übrig.

Es war schon dunkel, als Lula und ich den Kleinen Cañon erreichten. Offenbar bereute Lula sein Versprechen bereits, denn er machte ständig Ausflüchte. Ich mußte ihn immer wieder beruhigen und ihm versichern, daß ich ihn schützen würde, indem ich jede Bekanntschaft mit ihm leugnete, wenn mich die Frauen verhören sollten.

Schließlich erreichten wir den Fuß der Klippe, in der sich die Höhlen befanden. Zwei Feuer brannten hier; an einem saß eine Gruppe stämmiger Frauen, die sich laut unterhielten, während sie sich Fleischstücke aus dem Tier rissen, das in den Flammen röstete. Am kleineren Feuer saßen die Männer; eine verschüchterte Gruppe. Von Zeit zu Zeit stieg ein Kichern aus ihrer Mitte auf, das aber sofort wieder verstummte; ängstlich starrten die Männer dann zu den Frauen hinüber.

Lula führte mich zu dieser Gruppe. »Du darfst nicht reden«, zischte er mir noch zu. »Du mußt auf jeden Fall vermeiden, Aufmerksamkeit zu erregen!«

Ich hielt mich also im Hintergrund, während die Männer Lula begrüßten. Aus ihrem Verhalten war zu schließen, daß sie durch eine Freundschaft verbunden waren, die sich auf dem gemeinsam erduldeten Joch der Frauen gründete. Ich sah mich um, konnte jedoch keine Spur von Duare entdecken.

»Wie ist Bund gelaunt?« hörte ich Lula fragen.

»Nicht besser als sonst«, erwiderte einer der Männer.

»War die Jagd heute gut? Was haben die Frauen erzählt?«

»Sie haben heute viel Fleisch mitgebracht, und Bund hat ein Sklavenmädchen gefangen. Die Fremde hatte einen Begleiter, der getötet wurde. Beide sind in einem seltsamen Ding gekommen – so etwas hat noch keiner gesehen. Ich glaube, daß sich sogar die Frauen ein wenig davor gefürchtet haben. Jedenfalls haben sie sich so schnell wie möglich wieder zurückgezogen.«

»Oh, ich weiß, was das war – ein Anotar«, sagte Lula stolz.

»Woher willst du das wissen?«

»Aber... äh... könnt ihr denn keinen Spaß verstehen?« fragte Lula schwach.

Ich mußte lächeln. Beinahe wäre Lulas Eitelkeit stärker gewesen als das Mißtrauen gegenüber seinen Freunden. Wenigstens war ich im richtigen Dorf, ohne allerdings zu wissen, wo ich Duare finden konnte. Ich wollte die Männer befragen, aber wenn Lula ihnen nicht traute, wie konnte ich dann wagen, sie anzusprechen? Ich wollte aufstehen und Duares Namen rufen. Ich wollte sie wissen lassen, daß ich hier war. Sie mußte mich für tot halten, und

wie ich Duare kannte, nahm sie sich aus Kummer vielleicht das Leben.

»Komm zur Seite – ich muß mit dir reden!« flüsterte ich Lula zu.

»Verschwinde – ich kenne dich nicht!«

»Und ob du mich kennst! Wenn du jetzt nicht sofort kommst, erzähle ich den anderen, was du den ganzen Nachmittag gemacht hast!«

»Schon gut«, sagte Lula furchtsam und erhob sich. Vorsichtig zogen wir uns in den Schatten zurück.

Ich deutete auf die Frauen. »Ist Bund mit am Feuer?«

»Ja, die Große, die uns den Rücken zugewendet hat.«

»Hat sie ihre Sklavin bei sich in der Höhle?«

»Ja, wahrscheinlich mit einer anderen Sklavin, die das Mädchen bewachen soll.«

»Wo ist Bunds Höhle?«

»Oben am dritten Grat.«

»Bring mich hin«, sagte ich.

»Hältst du mich für verrückt?«

»Du darfst dich doch da oben aufhalten, oder nicht?«

»Aber ich würde niemals Bunds Höhle betreten, wenn sie es nicht befohlen hat.«

»Du brauchst sie mir nur zu zeigen.«

Zögernd kratzte er sich am Kopf. »Naja, dann werde ich dich wenigstens los. Aber vergiß nicht, was du mir versprochen hast.«

Ich folgte ihm über wacklige Leitern zur zweiten Reihe Höhlen, aber als wir gerade in die dritte Etage steigen wollten, kamen uns zwei Frauen entgegen.

»Komm!« flüsterte Lula in panischem Entsetzen. Hastig führte er mich auf dem schmalen Grat entlang, der vor den Höhlen verlief, und blieb am Ende zitternd stehen. »Das war knapp!« keuchte er. »Obwohl du jetzt schwarzes Haar hast, siehst du doch nicht wie einer von uns aus. Du bist viel zu groß, fast so groß wie die Frauen – und auch das Ding da würde dich verraten. Wurf es lieber weg.«

Er deutete auf meine Pistole, die einzige Waffe, die ich außer einem guten Jagdmesser bei mir führte. Lulas Vorschlag war ebenso abwegig wie naiv. Ich hatte nicht die Absicht, mich von meinen Waffen zu trennen. Aber ich verschob die Pistole am Gürtel, so daß sie von meinem Lendentuch bedeckt wurde.

Während wir darauf warteten, daß die beiden Frauen nach unten stiegen, beobachtete ich die Szene unter uns. Die Frauen am Feuer waren breitschultrig und hatten kräftige Glieder und

männliche Gesichter. Es fiel schwer, sie für Frauen zu halten. Plötzlich gerieten zwei in Streit, begannen sich zu beschimpfen und gingen dann aufeinander los. Auch ihr Kampfstil hatte nichts Weibliches an sich. Die Auseinandersetzung erinnerte mich vielmehr an einen Gladiatorenkampf.

Die Männer dagegen hielten sich verschreckt zurück. Im Vergleich zu den Frauen wirkten sie klein und zerbrechlich.

Inzwischen war der Weg nach oben frei, und gleich darauf standen wir auf dem dritten Grat. Lula sagte mir, daß die dritte Öffnung links Bunds Höhle wäre.

»Wo sind die Höhlen der Männer?« fragte ich ihn, ehe er mir entwischen konnte.

»Ganz oben.«

»Und deine?«

»Die letzte Höhle links. Ich lege mich jetzt dort schlafen und hoffe, daß ich dich nie wiedersehe!« Er zitterte wie Espenlaub. Es war kaum verstellbar, daß sich seine Furcht auf eine Frau bezog. Dagegen mußte ich daran denken, wie mutig er dem Tharban gegenübergetreten war. Kopfschüttelnd wandte ich mich der Höhle zu.

3

Aus der dunklen Öffnung drang kein Laut.

»Hallo!« rief ich hinein. Nach einiger Zeit antwortete mir eine schlaftrige weibliche Stimme: »Wer ist denn da? Was willst du?«

»Bund möchte ihre neue Sklavin sehen. Ich soll sie abholen.«

Jemand bewegte sich in der Höhle, und gleich darauf kroch eine zerzaust aussehende Frau heraus. Ich war sicher, daß sie mein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, und versuchte meine Stimme möglichst unterwürfig klingen zu lassen.

»Was will Bund von ihr?« fragte die Frau.

»Wie soll ich das wissen?«

»Seltsam, Bund hat mir vorhin gesagt, daß ich sie unter keinen Umständen aus der Höhle lassen soll. Aber da kommt sie ja selbst.«

Ich warf einen Blick nach unten. Der Kampf war beendet, und die Frauen kamen die Leitern herauf. Es wurde gefährlich. Da ich für Duare im

Augenblick nichts tun konnte, trat ich hastig den Rückzug an.

»Dann hat es sich Bund wahrscheinlich anders überlegt«, sagte ich, kehrte zur Leiter zurück und begann schnell nach oben zu klettern. Zum Glück war die Sklavin noch zu schlaftrig, um sich über meine seltsame Geschichte zu wundern.

Vorsichtig tastete ich mich in Lulas Höhle. »Hallo!« flüsterte ich.

»Du schon wieder?« stöhnte Lula.

»Ja, dein lieber alter Freund Carson persönlich! Freust du dich nicht? Ich wollte dich besuchen!«

»Doch nicht etwa über Nacht? Warum lebst du eigentlich noch? Und warum habe ich dir eigentlich verraten, wo meine Höhle ist?«

»Das war sehr dumm von dir. Aber mach dir keine Sorgen. Ich werde dir keine Schwierigkeiten machen, wenn du mir hilfst.«

»Dir helfen, deine Gefährtin aus Bunds Gewalt zu befreien? Das kann mich den Kopf kosten!«

»Darüber können wir uns morgen unterhalten. Legen wir uns lieber schlafen. Und, Lula – verraten darfst du mich nicht, denn dann würde ich Bund die ganze Geschichte erzählen. Schläfst du übrigens allein hier?«

»Nein, wir sind zu dritt. Die beiden anderen kommen wahrscheinlich gleich. Du darfst nichts mehr sagen, wenn sie hier sind. Ich weiß nicht, ob wir ihnen trauen können, und ich möchte kein Risiko eingehen.«

Es dauerte nicht lange, bis auch die beiden anderen Männer eintrafen. Sie unterhielten sich leise, und ich hörte den einen sagen:

»... schlug mich also. Ich habe nichts mehr gesagt.«

»Warum hat dich denn deine Frau geschlagen?«

»Sie sagte, ich lüge, und Lügen könnte sie nicht ausstehen, und so blödsinnige Lügen schon gar nicht. Aber dann hörte ich zwei Frauen davon sprechen, daß sie es auch gesehen hätten.«

»Und was hat deine Frau da gesagt?«

»Oh, sie meinte, daß ich sowieso eine Abreibung verdient hätte.«

»Wie sah das Ding aus?«

»Wie ein großer Vogel. Es schlug nur nicht mit den Flügeln, sondern schwebte lautlos über das Tal. Die Frauen sagen, daß es dasselbe Ding gewesen ist, das sie am Boden sitzen sahen, als sie die neue Sklavin fingen und den hellhaarigen Mann töteten.«

»Das muß der Anotar gewesen sein, von dem Lula gesprochen hat. Seltsam! He, Lula!« Er erhielt keine Antwort. »Lula!«

»Ich schlafe«, sagte Lula.

»Dann mußt du aufwachen. Wir wollen mehr über den Anotar wissen.«

»Ich weiß nichts davon. Ich habe ihn nicht gesehen und bin auch nicht damit geflogen!«

»Wer hat das behauptet, daß du damit geflogen wärst? Das wäre doch völlig unmöglich!«

»O nein!« rief Lula. »Er trägt zwei Männer, vielleicht auch vier. Er fliegt, wohin man will!«

»Hast du nicht eben gesagt, du wüßtest nichts darüber?«

»Ich gehe jetzt schlafen«, verkündete Lula.

»O nein – du wirst uns mehr erzählen, oder wir verraten dich an Bund!«

»Vyla! Ellie! Das würdet ihr doch nicht tun!«

»O doch!«

»Und wenn ich's euch erzähle, versprecht ihr dann, es niemandem weiterzusagen?«

»Natürlich«, erwiderte Ellie.

»Aber sicher«, sagte Vyla. »Nun erzähl schon.«

»Also gut, ich habe den Anotar wirklich gesehen und bin sogar darin geflogen – hoch oben am Himmel.«

»Jetzt lügst du aber, Lula!« sagte Vyla.

»Ehrlich, ich sage die reine Wahrheit!« beharrte Lula. »Und wenn ihr mir nicht glaubt, braucht ihr nur Carson zu fragen.«

Ich hatte schon mit einer solchen Wende des Gesprächs gerechnet und war daher nicht allzu überrascht. Wenn man Lula einem Intelligenztest unterzogen hätte, wäre wahrscheinlich nur ein sehr bescheidener Quotient dabei herausgekommen.

»Und wer ist Carson?« fragte Vyla.

»Er läßt den Anotar am Himmel fliegen.«

»Und wie sollen wir ihn dann fragen? Lula, du lügst schon wieder – das wird langsam zur dummen Angewohnheit!«

»Ich lüge nicht! Und ihr könnt Carson sofort fragen. Er ist hier in der Höhle!«

»Was?« fragten die beiden aus einem Munde.

»Lula lügt nicht«, sagte ich. »Er ist wirklich in meinem Anotar geflogen, und wenn ihr auch fliegen wollt, nehme ich euch morgen mit nach oben – wenn ihr mich hier herausschleust, ohne daß die Frauen etwas merken.«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen, dann fragte Ellie ängstlich: »Was würde Jad sagen, wenn sie das wüßte?« Jad war Häuptling des Stammes.

»Du hast versprochen, den Mund zu halten«, sagte Lula.

»Niemand braucht etwas davon zu wissen«, sagte ich. »Und wenn ihr uns verraten wollt, werde ich einfach behaupten, daß ihr alle drei davon gewußt habt und mich dazu bringen wolltet, sie umzubringen!«

»O nein – das würdest du doch nicht...!« schrie Ellie auf.

»Aber ganz gewiß. Wenn ihr mir aber helft, wird niemand etwas erfahren, und ich lasse euch im Anotar fliegen.«

»Ihr braucht euch nicht davor zu fürchten«, sagte Lula mit zitternder Stimme. »Ich habe mich auch nicht gefürchtet. Man sieht die ganze Welt auf einmal, und niemand kann an einen heran. Ich wäre am liebsten für immer da oben geblieben. Ich hätte nicht einmal Angst vor Bund.«

»Wenn Lula keine Angst gehabt hat, dann fürchtet sich niemand«, sagte Vyla.

»Wenn du fliegst, komme ich mit«, sagte Ellie.

Unser Gespräch zog sich noch eine Weile hin, und ich erfuhr einige interessante Einzelheiten

über die Gewohnheiten der Frauen. Zum Beispiel brachen die Jagd- und Raubexpeditionen schon sehr früh am Morgen auf, und es blieben nur ein paar Kriegerinnen zum Schutz des Dorfes zurück. Ich erfuhr auch, daß die Sklaven am Morgen nach unten kamen und während der Abwesenheit der Frauen Holz sammelten, Wasser in die Höhlen schafften oder den Männern bei der Anfertigung von Sandalen, Lendentüchern, Schmuckstücken und Töpfen halfen.

Am nächsten Morgen wartete ich den Aufbruch der Jagdgruppe ab und stieg dann die Leiter hinab. Ich wußte inzwischen genug über diese Menschen, um mich unauffällig bewegen zu können. Gewöhnlich kümmerte sich eine Frau so wenig um die Männer, daß sie vielleicht gerade ihren eigenen Mann wiedererkannte. Mit den Männern war es anders; sie bildeten eine Leidensgemeinschaft und würden sofort merken, daß sich ein Fremder eingeschlichen hatte.

Ein halbes Dutzend Kriegerinnen lungerte in der Mitte des Cañons herum, während Männer und Sklaven ihren Pflichten nachgingen. Einige Männer sahen mir mißtrauisch nach, als ich mich einer Gruppe Sklavinnen näherte. Aber Duare war nirgends zu sehen, und ich ärgerte mich, daß ich nicht zuerst in Bunds Höhle nachgesehen hatte. In diesem Augenblick sprach mich eine Sklavin an.

»Wer bist du?« fragte sie.

»Das solltest *du* doch wissen!« erwiderte ich geheimnisvoll und überließ sie ihrer Ratlosigkeit.

Gleich darauf erblickte ich eine Gruppe Sklavinnen, die mit Holzstücken beladen aus einem Seitencañon kam; in der Gruppe erkannte ich Duare. Bei ihrem Anblick schlug mir das Herz bis zum Halse. Ich stellte mich daß sie dicht an mir vorbeikommen mußte, und wartete darauf, daß sie mich erkannte. Als sie noch ein paar Schritte entfernt war, blickte sie auf und sah mir ins Gesicht, ging aber einfach weiter. Im ersten Augenblick war ich wie vor den Kopf geschlagen, bis ich mir klarmachte, daß mich Duare ja unmöglich erkennen konnte: Ich hatte meine schwarzen Haare und die Wunden im Gesicht vergessen.

»Duare!« flüsterte ich.

Sie blieb stehen und fuhr herum. »O Carson! Carson, du *lebst!* Du lebst wirklich! Ich hatte geglaubt... Aber erzähl mir doch...«

»Nicht jetzt«, sagte ich leise. »Wir müssen zuerst hier weg!«

»Aber wie?«

»Wir laufen einfach weg. Eine bessere Gelegenheit haben wir wahrscheinlich nie!« Ich sah mich um. Die Kriegerinnen saßen noch immer gelangweilt

an der Feuerstelle und kümmerten sich wenig um das Treiben im Tal. Die meisten Sklavinnen und Männer befanden sich weiter oben im Tal, aber ganz unbemerkt konnten wir uns doch nicht davonschleichen. »Geht ihr noch einmal zum Holzholen?« fragte ich.

»Ja«, erwiederte sie.

»Gut. Wenn du zurückkommst, mußt du versuchen, möglichst als letzte in der Gruppe zu gehen. Ich folge dir dann in den Cañon, wenn ich kann. Vielleicht fällt mir bis dahin noch ein besserer Plan ein. Jetzt geh aber weiter.«

Sie gehorchte, und ich marschierte kühn auf Lula los, der bei meinem Anblick ein saures Gesicht machte.

»Hol Vyla und Ellie«, sagte ich, »und komm mit.«

»Und was sollen wir tun?«

»Das braucht dich nicht zu kümmern. Los – oder ich sage den Frauen Bescheid!« In seiner Dummheit erkannte er nicht, daß ich das wahrscheinlich nie getan hätte, und machte sich gehorsam auf den Weg.

Als unsere Gruppe vollzählig war, informierte ich Vyla und Ellie, daß ich sie im Anotar mitfliegen lassen würde, wie ich es ihnen gestern versprochen hatte. Die Männer blickten sich fragend an. Es war

offensichtlich, daß sie sich fürchteten, allerdings weniger vor dem Flug als vor den Frauen.

»Ich kann heute nicht«, sagte Ellie schließlich.

»Du kommst mit, ob du nun fliegen willst oder nicht«, sagte ich fest.

»Und was soll das?«

»Ich werd's euch sagen. Aber vergeßt nicht, daß ich euch in der Hand habe.«

»Du bist ein richtiger Schurke!« klagte Vyla, fügte sich aber in sein Schicksal.

Auch die anderen folgten mir gehorsam; sie waren so oft herumgeschubst worden, daß sie keinen eigenen Willen mehr hatten.

Die Gruppe der Holzträger hatte ihre Lasten abgelegt und kehrte nun in den Seitencañon zurück. Ich brachte meine unwilligen Komplicen so in Stellung, daß die Sklavinnen dicht an uns vorbeikommen mußten, und stellte zu meiner Erleichterung fest, daß sich Duare im Hintergrund hielt. Im richtigen Augenblick ließ ich die drei so um das Mädchen Aufstellung nehmen, daß es vor den Blicken der Frauen geschützt war; und so bewegten wir uns auf das Ende des Kleinen Cañons zu. Ich wagte nicht zurückzublicken, um nicht den Eindruck zu erwecken, wir täten etwas Unerlaubtes. Es kam darauf an, sich nonchalant zu geben. Eine

Zeitlang passierte nichts, doch als wir eben um die Biegung der Felswand verschwinden wollten, hörten wir den heiseren Schrei einer Frau. »He, ihr da! Wohin wollt ihr? Kommt sofort zurück!«

Beim Klang der Stimme blieben die drei Männer wie angewurzelt stehen, und ich wußte, daß es mit der Geheimniskrämerei vorbei war. Ich nahm Duares Hand und rannte mit ihr los. Jetzt konnte ich mich auch umsehen. Die drei Männer kehrten eben zurück, während drei Frauen ins Tal herabkamen. Als sie merkten, daß wir nicht die Absicht hatten, ihren Befehlen zu folgen, begannen sie wieder zu schreien und setzten sich zögernd in Bewegung, als wir losrannten. Ich bezweifelte nicht, daß wir ihnen entkommen konnten, denn sie waren das schnelle Laufen bestimmt nicht gewöhnt. Aber unser Vorsprung mußte groß genug sein, damit wir noch das Flugzeug losbinden konnten, ehe sie uns einholten.

Wir erreichten das Ende des Kleinen Cañons und kamen in ein flaches Tal mit herrlichen Baumgruppen. Irgendwo dort hinten lag das Flugzeug, irgendwo dort hinten winkte uns die Rettung. Aber dann erblickte ich einige hundert Meter vor uns drei Tharbans.

Der Anblick dieser Raubtiere entsetzte mich im ersten Augenblick so sehr, daß ich völlig hilflos war. Natürlich hatte ich meine Pistole, die aber gegen drei angreifende Tiere wenig ausrichten konnte. Hinter uns war das Geschrei der Frauen zu hören, die sich zum Glück noch außer Sicht befanden. Ich sah mich hastig um und glaubte eine Rettungsmöglichkeit zu erkennen. Ich führte Duare zu einer Baumgruppe in der Nähe, deren dichtes Blattwerk ausreichenden Schutz bot. Schnell schwangen wir uns auf die unteren Äste und kletterten ein gutes Stück nach oben. Durch die Blätter konnten wir die Szene gut überschauen, ohne selbst gesehen zu werden.

Die drei Tharbans hatten unser Manöver interessiert beobachtet und näherten sich langsam unserem Baum. Doch als die Kriegerinnen aus dem Cañon gestürzt kamen, kümmerten sich die Ungeheuer nicht mehr um uns, sondern wandten sich den Neuankömmlingen zu, die abrupt stehenblieben. Sie hielten vergeblich nach uns Ausschau und zogen sich schließlich vorsichtig in den Cañon zurück, gefolgt von den Tharbans. Als

die Raubtiere nicht mehr zu sehen waren, ließen wir uns wieder herab und setzten unseren Weg fort.

Das Röhren der Tharbans und die Schreie der Frauen wurden leiser, während wir dahinhasteten. Die Katastrophe war unsere Rettung gewesen; Verfolger hatten wir nicht mehr zu fürchten. Meine einzige Sorge galt jetzt dem Flugzeug, und Sie werden sich meine Erleichterung vorstellen können, als ich es unbeschädigt vorfand. Fünf Minuten später waren wir in der Luft, und das Abenteuer in Houtomai gehörte der Vergangenheit an. Und doch, um ein Haar hätte es mir den Tod und Duare ein Dasein als Sklavin gebracht!

Wir hatten uns viel zu erzählen, während ich nach einem anderen Beutetier Ausschau hielt. Zwei Tage lang hatte ich nichts gegessen, während Duare nur ein paar rohe Bissen bekommen hatte. Duare schaute mich immer wieder an und berührte mich, um sich zu vergewissern, daß ich wirklich am Leben wäre.

Ich machte schließlich eine Herde antilopenähnlicher Tiere ausfindig und hatte auch bald ein Tier erlegt; diesmal jedoch hielt Duare Wache, während ich es zerlegte. Anschließend flogen wir zur Insel, wo ich mir als erstes die Farbe aus den Haaren wusch. Duare machte sich große Sorgen um meine Wunden und bestand darauf, sie selbst zu reinigen. Aber wir hatten keinerlei Arzneimittel

an Bord. Natürlich war die Infektionsgefahr hier viel geringer als auf der überbevölkerten Erde. Auch hatte das Unsterblichkeitsserum, das mir kurz nach meiner Ankunft auf Amtor eingespritzt worden war, eine gewisse immunisierende Wirkung. Ich machte mir also keine großen Sorgen.

Da wir ziemlich müde waren, beschlossen wir, bis zum nächsten Tag auf der Insel zu bleiben. Ich war ganz sicher, daß es hier keine Menschen oder gefährlichen Tiere gab, zum erstenmal seit vielen Monaten konnten wir uns wirklich entspannen.

Am folgenden Tag ließen wir unser kleines Reich bedauernd zurück und flogen südwärts im Tal des Todesflusses entlang, dem Ozean entgegen. Aber was erwartete uns jenseits des großen Wassers? Wohin sollten wir uns wenden in dieser unendlichen Welt?

Ich steckte wirklich in der Zwickmühle. Es war unmöglich, nach Vepaja zurückzukehren, denn inzwischen wußte ich mit Bestimmtheit, daß Duare lieber sterben würde, als von mir getrennt zu werden, und es konnte kein Zweifel bestehen, daß mein Leben verwirkt war, wenn mich ihr Vater in die Gewalt bekam. Bisher hatte ich Vepaja allein deswegen als Reiseziel ins Auge gefaßt, weil Duare dort trotz allem am besten aufgehoben war. Es war kein Leben für sie, mit einem heimatlosen Mann in einer gefährlichen Welt herumzureisen. Aber jetzt

wußte ich, daß sie sich auf keinen Fall von mir trennen würde.

»Wir werden es schon irgendwie schaffen«, sagte ich. »Wenn es irgendwo auf Amtor ein friedliches Fleckchen für uns gibt, werden wir es finden.«

»Immerhin haben wir fünfzig Jahre Zeit, ehe der Anotar auseinanderfällt«, sagte Duare lachend.

Wir waren erst kurze Zeit unterwegs, als vor uns der Ozean schimmerte; wir hatten endlich die Küste erreicht.

»Fliegen wir hinaus und suchen wir uns eine Insel!« sagte Duare.

»Zuerst müssen wir uns mehr Vorräte beschaffen«, erwiderte ich.

Ich hatte das restliche Fleisch in die großen, fetten Blätter gewickelt, die auf der Flußinsel wuchsen, und hoffte, daß es sich mehrere Tage halten würde. Da wir es aber nicht roh essen wollten und ich im Flugzeug kein Feuer anzünden konnte, mußten wir landen. Außerdem wollte ich Wasser und einen Vorrat an Früchten und Nüssen an Bord nehmen, von denen es auf Amtor viele Arten gibt.

Ich landete auf einer Ebene, die sich auf einer Seite des Gerlat kum Rov erstreckte und die von einem Wald begrenzt wurde. Ein kleiner Fluß schlängelte

sich durch das Gras, und ich war sicher, daß ich hier ausreichend Früchte finden würde.

Und ich wurde nicht enttäuscht. Nachdem ich unsere Vorräte auf diese Weise angereichert hatte, schichtete ich einen Stapel Feuerholz im hinteren Cockpit auf und ließ die Maschine an das Ufer des kleinen Flusses rollen. Hier waren wir vor Überraschungsangriffen sicher, und während ich unser Fleisch briet, hielt Duare Wache. Ich füllte zuletzt auch den Wassertank, mit dem ich die Maschine vorsorglich ausgerüstet hatte. Mit Nahrungsmitteln für mehrere Tage versehen, starteten wir schließlich und flogen über das riesige Delta des Todesflusses auf das Meer hinaus.

Duare hatte sich von Anfang an sehr für die Steuerung des Anotar interessiert, und ich hatte ihr den Sinn und Zweck der Kontrollen erklärt. Bisher hatte sie sich aber noch nicht selbst ans Steuer gesetzt, was wir jetzt nachholten. Es war erforderlich, daß sie mit der Maschine umgehen konnte, denn es konnte sein, daß wir längere Strecken unterwegs waren und sie mich ablösen mußte. Eine Maschine bei normalen Wetterbedingungen in der Luft und auf Kurs zu halten, ist ganz einfach, und so dauerte es nur wenige Minuten, bis Duare ein erstes Gefühl für die Steuerung bekam. Ihr Selbstvertrauen wuchs schnell, und da ich wußte, daß die Praxis der beste Lehrmeister ist, ließ ich sie völlig selbständig fliegen

– allerdings in sicherer Höhe, so daß ich im Notfall immer noch eingreifen konnte.

Wir flogen die ganze Nacht hindurch, und etwa ein Drittel der Zeit saß Duare am Steuer. Als der Morgen dämmerte, sichtete ich Land. Links und rechts erstreckten sich gewaltige Wälder bis zum Horizont, deren Stämme und Blattwerk Hunderte von Metern aufragten und sogar im inneren Wolkengürtel verschwanden, der Amtor ständig umgibt.

»Das kommt mir sehr bekannt vor«, sagte ich, als Duare erwachte.

»Was meinst du?«

»Ich glaube, wir haben Vepaja gefunden. Wir fliegen ein wenig an der Küste entlang, und wenn ich recht habe, werden wir bald auf den natürlichen Hafen stoßen, in dem die SOFAL und die SOVONG vor Anker lagen, als du entführt wurdest und die Klangan Kamlot und mich gefangennahmen. Ich bin sicher, daß ich den Hafen wiedererkenne.«

Duare schwieg, während ich das Flugzeug an der Küste entlangsteuerte. Bald sah ich die Bucht.

»Da ist sie!« sagte ich. »Wir sind in Vepaja, Duare!«

»Vepaja«, sagte sie leise.

»Möchtest du bleiben?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht ohne dich.« Ich beugte mich vor und küßte sie.

»Wohin dann?« fragte ich.

»Oh, fliegen wir einfach weiter. Eine Richtung ist so gut wie die andere.«

Ich hatte gerade die westliche Richtung eingeschlagen und behielt diesen Kurs jetzt einfach bei. Soweit es uns betraf, lag absolutes Neuland vor uns, und da wir auf diesem Wege in den nördlichen Teil der südlichen gemäßigten Zone kommen würden, hatten wir keine Klimaprobleme zu befürchten.

Die Zeit verstrich langsam. Unter uns erstreckte sich der unendliche Ozean. Das Flugzeug arbeitete einwandfrei, wie ich es nicht anders von ihm erwartete. Es vereinigte die besten technischen Qualitäten zweier Welten in sich; das Prinzip des Flugzeugs, das auf Amtor bisher unbekannt gewesen war, und die vorzüglichen technischen Mittel der Stadt Havatoo. Das verwendete Material war allen irdischen Metallen überlegen, und der Motor war ein Wunder an Kompaktheit und Einfachheit. Vom Entwurf her war die Maschine eine Mischung aus verschiedenen Flugzeugtypen, die ich auf der Erde geflogen hatte. Sie konnte vier Passagiere aufnehmen; zwei vorn in einem offenen Cockpit und zwei hinten in einer stromlinienförmig verkleideten Kabine. Von allen vier Sitzen konnte das Flugzeug gesteuert werden.

Wir verkürzten uns die Zeit damit, Landungen und Starts zu üben. Dabei mußten wir auf die großen Meeresbewohner achten, die unserer Maschine hätten gefährlich werden können.

Als die Dunkelheit hereinbrach, wurde das endlose Meer unter uns in das sanfte und geheimnisvolle nächtliche Licht getaucht, mit dem die Natur diesen mondlosen Planeten ausgestattet hat. Keine Landmasse und kein Schiff störte den fremdartigen Zauber dieser Welt, in der es nur unser leises Flugzeug und uns beide zu geben schien.

Später sprang der Wind nach Süden um, und in der Morgendämmerung stiegen große Nebelfelder vor uns auf. Es war viel kühler geworden. Offensichtlich gerieten wir in das Schwanzende eines südpolaren Sturmes, was mir wenig gefiel. Ich hatte zwar Blindfluginstrumente an Bord, doch konnte ich mich darauf verlassen in einer Welt, die mir topographisch völlig unbekannt war? Auch schien es wenig ratsam, auf dem Wasser niederzugehen und das Unwetter abzuwarten. Ich beschloß daher, nach Norden abzudrehen und vor dem Nebel her zu fliegen.

»Ist das nicht Land?« fragte Duare plötzlich und deutete nach vorn.

»Sieht fast so aus«, sagte ich.

»Vielleicht haben wir endlich unsere Insel gefunden!«

»Wir sehen uns den Streifen näher an, ehe er im Nebel verschwindet.«

Als wir uns der Küste näherten, erblickten wir am Horizont eine Bergkette und im Nordwesten eine riesige Front von Bäumen, die mich an die gigantischen Wälder Vepajas erinnerte.

»Oh – da ist eine Stadt!« rief Duare aus.

»Ja – eine Hafenstadt, und sogar ziemlich groß. Ich möchte gern wissen, was für Menschen dort leben.«

Duare schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Nordwestlich von Vepaja liegt ein Land, das wir Anlap nennen. Es liegt teilweise in Trabol und teilweise in Strabol. Es könnte sich um eine Insel handeln, aber natürlich ist Strabol noch nicht richtig erforscht.«

Ich hätte darauf erwidern können, daß die Venus überhaupt wenig erforscht war, aber ich schwieg. Schon mehrmals hatte ich vergeblich gegen die Annahme der Amtorianer angekämpft, daß Amtor eine scheibenförmige Welt sei, die auf einem Meer aus glühender Materie schwamm. Die amtorischen Karten gingen davon aus, daß das, was ich für den Venus-Südpol hielt, die kalten Randgebiete dieser Scheibe ausmachte, während die heiße

Äquatorzone zu einem Punkt in der Mitte ihrer Welt reduziert wurde. Auf diese Weise waren die navigatorischen Unterlagen mehr als unzuverlässig, und die Existenz einer anderen Hemisphäre schien für die Amtorier unvorstellbar.

Als wir uns der Stadt näherten, stellte ich fest, daß sie von hohen Mauern umschlossen und befestigt war und daß sie von starken Streitkräften belagert wurde. Das Summen amtorischer Kanonen wurde schwach hörbar. Wir sahen die Verteidiger auf den Mauern und draußen den Feind – lange Reihen von Soldaten, die hinter ihren Schilden die Stadt bedrängten. Die Schilder bestanden aus einem Metall, das einen mehr oder weniger guten Schutz vor den Strahlen amtorischer Waffen bot. Auf diese Weise waren die Angreifer nicht auf Schützengräben oder Unterstände angewiesen, sondern konnten viel beweglicher operieren, als es auf der Erde möglich gewesen wäre.

Wir überflogen die Stadt, und auf beiden Seiten verstummte das Feuer. Tausende von Gesichtern blickten zu uns auf, und ich konnte mir das Erstaunen vorstellen, das unsere Maschine hervorrufen mußte. Von den unzähligen Soldaten und Zivilisten dort unten konnte sich wahrscheinlich keiner vorstellen, was es mit diesem gigantischen vogelähnlichen Ding auf sich hatte, das da lautlos über der Stadt schwebte. Da unsere Maschine mit

einer Strahlenschutz-Substanz besprührt war, fühlte ich mich einigermaßen sicher, und ich drehte eine Schleife und raste noch einmal im Tiefflug über die Stellungen dahin. Dabei lehnte ich mich aus dem Fenster und winkte den Menschen unten zu. Lautes Geschrei aus der Stadt begrüßte diese Geste, während die Belagerer auf uns zu schießen begannen.

Vorsichtig zog ich mich in eine sichere Höhe zurück und flog landeinwärts, um mich dort ein wenig näher umzusehen. Wir überflogen das Hauptquartier der Angreifer und erkundeten eine nach Südwesten heranführende Straße, auf der weitere Truppen im Anmarsch waren. Auch lange Wagenzüge, die von elefantähnlichen Tieren gezogen wurden, bewegten sich auf die Stadt zu, beladen mit Kanonen und anderem Gerät.

Ich wandte mich nach Norden. Ich wollte mehr über dieses Land und seine Bewohner herausbekommen. Auf den ersten Blick waren sie mir außerordentlich kriegerisch erschienen, aber vielleicht gab es irgendwo eine friedliche, gastfreundliche Stadt, in der man sich eines Fremden entgegenkommend annehmen würde. Zunächst suchte ich nach einem einzelnen Menschen, den ich gefahrlos befragen konnte. Es wäre wahrscheinlich Selbstmord gewesen, bei den Soldaten zu landen – womöglich bei den Truppen,

die auf uns geschossen hatten. Die Haltung der Städter war zwar freundlich gewesen, aber ohne etwas über sie zu wissen, wollte ich auch in der Stadt nicht landen, die – soweit es sich nach der Zahl der Angreifer beurteilen ließ, jeden Tag fallen konnte. Duare und ich wollten nichts mit einem Krieg zu tun haben.

Einige Kilometer nördlich des großen Kriegslagers entdeckte ich schließlich einen Mann, der aus einem Cañon kam. Ich steuerte auf ihn zu, und als er uns erblickte, blieb er stehen und zog seine Pistole.

»Nicht schießen!« brüllte ich ihm im Vorbeifliegen zu. »Wir sind Freunde!«

»Was wollen Sie?« rief er zurück.

Ich landete einige hundert Meter von ihm entfernt, kletterte aus dem Cockpit und ging ihm vorsichtig entgegen. »Ich bin fremd hier«, rief ich ihm zu. »Ich brauche Informationen.« Ich hob meine leeren Hände, um ihm zu zeigen, daß ich keine bösen Absichten verfolgte.

Langsam kam er näher und hob seine linke Hand, ohne seine Rechte mit der Pistole zu senken. Er ging kein Risiko ein.

»Dann sind Sie also doch ein Mensch«, sagte er. »Zuerst hielt ich Sie für einen Teil dieses seltsamen Gebildes. Woher kommen Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Wir sind fremd hier und wissen nicht einmal, in welchem Land wir sind. Wir möchten wissen, wie ein Fremder in dieser Gegend aufgenommen wird, und ob es in der Nähe eine Stadt gibt, in der man unterkommen kann.«

»Das hier ist das Land Anlap«, erwiderte er, »und wir befinden uns im Königreich Korva.«

»Was für eine Stadt liegt da hinten am Meer? Es wurde dort gekämpft.«

»Sie haben die Kämpfe gesehen?« fragte er. »Wie steht die Schlacht? Ist die Stadt schon gefallen?«

»Die Stadt ist noch nicht gefallen«, erwiderte ich, »und die Verteidiger schienen guten Mutes zu sein.«

Erleichtert atmete er auf. Dann krauste er die Stirn. »Wie soll ich wissen, daß Sie kein Spion der Zanis sind?«

Ich zuckte die Achseln. »Jedenfalls bin ich keiner. Ich weiß nicht einmal, was ein Zani ist.«

»Nein, das wäre auch kaum möglich«, fuhr er fort. »Ihr helles Haar bringt mich ganz durcheinander. Sie stammen auf keinen Fall aus unserer Gegend.«

»Wie war's, wenn Sie ein paar von meinen Fragen beantworteten?« fragte ich lächelnd.

Er erwiderte mein Lächeln. »O natürlich. Sie wollen etwas über dieses Land und seine

Bewohner wissen. Nun, ehe die Zanis die Regierung übernahmen, wären Sie in jeder korvanischen Stadt willkommen gewesen. Das ist heute nicht mehr Sanara, die Stadt an der Küste, würde Sie auch heute noch freundlich aufnehmen, denn sie hat sich noch nicht der Herrschaft der Zanis gebeugt. Aber wie Sie selbst sehen, versucht man auch diesen letzten Hort der Freiheit in unserem Lande in die Knechtschaft zu zwingen.«

»Sie stammen aus Sanara?«

»Ja, allerdings habe ich bis zur Machtübernahme der Zanis in der Hauptstadt Amlot gelebt.«

»Ich habe vorhin ein großes Lager südlich von hier überflogen. War das ein Lager der Zanis?«

»Ja – und ich gäbe viel darum, es einmal zu sehen. Wie viele Soldaten haben Sie gesehen?«

»Oh, ich weiß nicht. Das Lager ist jedenfalls sehr groß, und es werden noch mehr Soldaten und Material von Südwesten herangeführt.«

»Ja, aus Amlot«, sagte er. »Wenn ich mir das nur mal ansehen könnte!«

»Das können Sie doch.«

»Aber wie?«

Ich deutete auf das Flugzeug. Sein Erschrecken dauerte nur eine Sekunde.

»Gut«, sagte er. »Sie werden Ihr Entgegenkommen nicht bereuen. Darf ich nach Ihrem Namen fragen? Ich heiße Taman.«

»Und ich Carson.«

Er blickte mich neugierig an. »Aus welchem Land kommen Sie? Ich habe noch keinen Amtorier mit gelbem Haar gesehen.«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte ich. »Jedenfalls bin ich kein Amtorier, sondern komme aus einer anderen Welt.«

Wir gingen nebeneinander auf das Flugzeug zu, und ich stellte ihm Duare vor. Der Anblick des Mädchens überraschte ihn sichtlich, doch er hatte sich schnell wieder in der Gewalt.

Ich konnte ihn während des Starts nicht beobachten, da er hinter uns saß, aber er gestand uns später, daß er sich fast zu Tode gefürchtet hätte. Ich flog ihn direkt über das Zani-Lager und die Straße nach Amlot.

»Wunderbar! Wunderbar!« rief er immer wieder. »Ich kann ja alle Bataillone und Kanonen und Wagen zählen!«

»Sagen Sie mir, wenn Sie genug gesehen haben.«

»Es reicht schon. Armes Sanara! Wie kann es einer solchen Horde widerstehen? Und wie soll ich wieder in die Stadt kommen? Es dürfte inzwischen

alles abgeriegelt sein! Ich habe schon vor zwanzig Tagen Schwierigkeiten gehabt, herauszukommen.«

»Ja, die Stadt ist völlig eingekesselt«, erwiderte ich. »Da ist wohl auch in der Nacht nichts mehr zu machen.«

»Würden Sie vielleicht... Aber nein, das kann ich von Ihnen nicht verlangen. Ich...«

»Gibt es in der Stadt eine freie Fläche, die groß genug für eine Landung wäre?« fragte ich.

Er lachte. »Sie haben gut geraten«, sagte er. »Ja, etwa im Zentrum ist ein großes Feld, auf dem immer die Rennen stattfanden. Ich glaube, das ist groß genug.«

»Noch ein paar Fragen. Reicht Ihr Einfluß bei den Militärbehörden Ihrer Stadt aus, um unsere Sicherheit zu garantieren? Ich denke dabei in erster Linie an meine Begleiterin, der kein Leid geschehen darf.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort als Adeliger, daß Sie beide unter meinem Schutz stehen.«

»Und dürfen wir die Stadt verlassen, wann wir wollen? Und unser Flugzeug wird nicht angetastet?«

»Sie haben mein Wort darauf«, sagte er feierlich. »Aber ich glaube immer noch, daß ich das nicht von

Ihnen verlangen dürfte. Immerhin bin ich ein völlig

Fremder für Sie.«

Ich wandte mich an Duare. »Was meinst du

dazu?«

»Ich glaube, Sanara wird mir gefallen«, erwiderte

sie nur.

5

Taman war dankbar, ohne überschwenglich zu werden. Ich hatte von Anfang an das Gefühl, daß er ein liebenswerter Bursche war. Duare schien derselben Meinung zu sein, denn sie überwand ihre natürliche Scheu außerordentlich schnell und unterhielt sich während des Fluges nach Sanara lebhaft mit unserem Passagier.

»Unser Volk wird Ihnen gefallen«, erzählte er. »Natürlich herrschen im Augenblick keine normalen Lebensbedingungen, aber man wird Sie trotz der Belagerung freundlich aufnehmen. Ich werde Sie beide in meinem Haus unterbringen, und meine Frau wird sich um Sie kümmern.«

Als wir die Linien der Zanis erreichten, begann man uns zu beschießen, aber wir flogen zu hoch. Taman und ich hatten ausführlich über die Landung gesprochen. Ich befürchtete, daß die Stadtbewohner nervös wurden, wenn das seltsame Gebilde in der Stadt zu landen versuchte, und wir einigten uns darauf, einige Botschaften Tamans abzuwerfen, ehe wir niedergingen. Er schrieb mehrere gleichlautende Zettel und befestigte sie an

Nüssen. Er teilte seinen Landsleuten mit, daß er in dem Anotar säße, und bat den Kommandanten, den Rennplatz frei machen zu lassen, damit wir ohne Behinderung landen konnten. Zum Zeichen des Einverständnisses sollten sich einige Männer mit Flaggen an die Windseite des Platzes stellen und uns zuwinken. Das sollte unser Freizeichen sein und mir zugleich einen Anhalt für die Windrichtung geben.

Ich warf die Botschaften an verschiedenen Stellen über der Stadt ab und wartete auf die Reaktion. Der große Platz war deutlich zu erkennen, aber es herrschte zuviel Betrieb für eine sichere Landung.

Während wir warteten, zeigte mir Taman verschiedene Sehenswürdigkeiten der Stadt – Parks, Regierungsgebäude, Kasernen und den Palast des Gouverneurs. Er sagte, daß im Augenblick der Neffe des Jong dort herrschte und daß sein Onkel in Amlot von den Zanis gefangen gehalten würde. Es liefen sogar Gerüchte um, daß der Jong hingerichtet worden wäre, was die Bewohner Sanaras besonders fürchteten, weil sie den Neffen nicht als ständigen Jong in der Stadt haben wollten.

Wir hatten fast eine Stunde über der Stadt gekreist, als es auf der Rennbahn lebendig zu werden begann – ein gutes Zeichen.

Eine Abteilung Soldaten begann die Leute zum Rand abzudrängen, und ein Dutzend Männer stellte sich an der Stirnseite auf und schwenkte Fahnen. Daraufhin setzte ich in einer steilen Spirale zur Landung an; ich wollte den Außenmauern der Stadt nicht zu nahe kommen. Von allen Seiten strömten die Menschen herbei; es war gut, daß die Soldaten das Feld abschirmten. Ein derart gebanntes Publikum habe ich selten erlebt. In absolutem Schweigen verfolgte man meine Landung, und erst als die Maschine zum Stillstand gekommen war, brach ein fast unbeschreiblicher Jubel los. Es war ein sehr schönes Gefühl zu wissen, daß man noch irgendwo willkommen war, was ich nach meinen bisherigen Erfahrungen auf Amtor nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Als Taman die Maschine verlassen hatte, half ich Duare hinaus, und beim Anblick des Mädchens verstummte der Lärm eine Sekunde lang, um dann mit doppelter Lautstärke wieder loszubrechen.

Mehrere Offiziere näherten sich der Maschine, und wir wurden vorgestellt. Die Männer behandelten Taman mit großer Ehrerbietung, und ich erkannte mein großes Glück, gerade einen solchen Mann zum Freund zu haben. Welche wichtige Rolle er in Wirklichkeit spielte, sollte ich erst später erfahren.

Schon während der Landung hatte ich am Rande des Feldes einige der riesigen elefantenähnlichen

Tiere bemerkte, wie sie mir schon auf der Heerstraße der Zanis aufgefallen waren. Sie wurden jetzt auf das Feld geführt, und ich konnte mir zum erstenmal einen Gantor aus der Nähe ansehen. Bis auf die Größe der Beine hatte er eigentlich doch wenig Ähnlichkeit mit einem Elefanten. Er hatte den Kopf eines Bullen, mit einem riesigen Horn bewehrt, das aus seiner Stirn hervorwuchs. Sein Maul war groß und voller scharfer Zähne; er hatte ein kurzes, gelb-weiß geflecktes Fell, und nur am Hals prangte eine prächtige dunkle Mähne. Auf den Schultern saß der Führer des Tieres, und hinter ihm, auf dem langen breiten Rücken, ragte eine Sänfte auf, die je nach Ausstattung vier bis zwölf Menschen faßte. An der linken Flanke jedes Gantors war eine Leiter befestigt, die von den Tierführern herabgelassen wurde, damit die Passagiere nach oben klettern konnten. Ich beobachtete diesen Vorgang mit großem Interesse und fragte mich, wie der Führer wieder auf seinen Sitz kommen wollte, wenn er die Leiter hochgezogen hatte. Meine Neugier wurde schnell befriedigt. Der Mann stellte sich nämlich vor das Tier und gab ein Kommando. Sofort senkte der Gantor den Kopf, bis seine Nase fast den Boden berührte. Auf diese Weise schwebte das gewaltige Horn horizontal etwa einen Meter über dem Boden. Der Mann stieg auf das Horn, ließ sich in die Höhe tragen und kletterte gewandt auf seinen Sitz hinter den Ohren des Gantors.

Duare, Taman und ich wurden in einer reich verzierten Sänfte untergebracht, die vier Sitze hatte, während die anderen Gantors zahlreiche Offiziere und Soldaten transportierten, die vor und hinter uns eine Eskorte bildeten. Unsere Prozession bewegte sich langsam durch die breiten Straßen, und die Menschen auf den Bürgersteigen grüßten uns, indem sie die Arme hoben und ihre Handflächen aufeinanderlegten. Ich stellte bald fest, daß ihr Gruß Taman galt, der sich höflich nach links und rechts verbeugte. Ein weiterer Beweis, daß ich es mit einem Mann von Bedeutung zu tun hatte.

Die Menschen waren leicht und bequem gekleidet, wie es auf Amtor allgemein üblich ist, und sie waren bewaffnet. Während die Frauen ausnahmslos Dolche trugen, hatten die Männer zusätzlich noch Schwerter gegürtet. Die Soldaten waren auch mit Pistolen bewaffnet. Im ganzen machten die Menschen einen recht sympathischen Eindruck. Die Gebäude waren mit Stuck verziert und waren trotz ihrer einfachen Bauweise abwechslungsreich gestaltet.

Wir bogen in eine andere breite Straße ein, in der die Gebäude größer und schöner waren, und näherten uns schließlich einem sehr großen Gebäude, das Taman als Residenz des Gouverneurs bezeichnete, in der der Neffe des Jong in Abwesenheit seines Onkels regierte. Unser Ziel war jedoch ein

großes Haus auf der anderen Straßenseite. Einige Soldaten hielten Wache vor einem riesigen Tor, das sie jetzt öffneten. Sie grüßten Taman, als uns der Gantor durch einen breiten Bogengang in einen großen Innenhof mit Bäumen, Blumen und Springbrunnen führte. Wir waren in Tamans Palast angekommen.

Eine kleine Heerschar kam aus dem Gebäude geströmt – Offiziere, Palastbedienstete, Gesinde und Sklaven. Sie alle begrüßten Taman mit Respekt, aber auch mit echter Zuneigung.

»Sagt der Janjong, daß ich zurückgekehrt bin und daß ich Gäste mitbringe«, wandte sich Taman an einen der Offiziere.

Wörtlich übersetzt, bedeutet Janjong »Königstochter« – also Prinzessin. Es ist der offizielle Titel der Tochter eines lebenden Königs; oft wird er aber nach seinem Tode weiter benutzt. Ein Tanjong, der Sohn eines Königs, ist ein Prinz.

Taman führte uns persönlich in unsere Räume, wo wir uns frisch machen konnten, ehe wir der Janjong vorgestellt wurden. Duare wurde in die Obhut weiblicher Sklavinnen gegeben, während mir ein männlicher Bediensteter das Bad zeigte und mir frische Kleidung brachte.

Unsere Appartements, die aus drei Räumen und zwei Badezimmern bestanden, waren exquisit

ausgestattet. Duare, die eine solche Umgebung seit ihrer Entführung vor mehr als einem Jahr hatte entbehren müssen, kam sich wie im siebenten Himmel vor.

Als wir fertig waren, wurden wir zu Taman gebracht, der mich fragte, wie wir der Janjong vorgestellt werden wollten. Als ich ihm Duares Titel mitteilte, war er überrascht und erfreut. Was mich betraf, so bat ich ihn, mich als Carson von der Venus vorzustellen, was ihm nichts sagen konnte, weil die Venusbewohner ihren Planeten nur Amtor nennen.

Dann wurden wir in die Räume der Königin geführt – eine wunderschöne Frau, die sich bei unserem Eintritt lächelnd erhob.

»Das ist meine Frau Jahara, Janjong von Korva«, sagte Taman und wandte sich Duare zu. »Das ist Duare, Janjong von Vepaja, Frau von Carson von der Venus. Und das ist Carson von der Venus.« Er sagte natürlich nicht »Frau«, denn die Einrichtung der Ehe ist bei den Völkern Amtors, soweit ich sie bisher kennengelernt hatte, nicht bekannt. Man begnügt sich mit einer einfachen Vereinbarung und lebt zusammen, und es steht jedem Partner jederzeit frei, die Verbindung zu lösen und sich einen anderen Gefährten zu suchen. Das kommt aber selten vor. Taman benutzte das Wort *Ooljaganja* – Liebesfrau. Das Wort gefällt mir.

Bei unserem Aufenthalt im Hause Tamans und Jaharas erfuhren wir viel über Korva und seine Bewohner. Nach einem katastrophalen Krieg, der die Kräfte des Volkes sehr erschöpfte, hatte sich unter der Führung eines einfachen Soldaten namens Mephis ein seltsamer Kult entwickelt. Er hatte die Macht an sich gerissen, die Hauptstadt Amlot übernommen und dann auch alle wichtigen Städte Korvas erobert – mit Ausnahme Sanaras, wohin sich ein Teil des Adels mit seinen Getreuen geflüchtet hatte. Mephis hatte Jaharas Vater Kord, den rechtmäßigen Jong des Landes, gefangengenommen, weil er sich dem Verlangen der Zanis nicht beugte und nicht als Marionette der Zanis regieren wollte. Die neuesten Gerüchte besagten, daß Kord getötet worden wäre und daß Mephis den Thron einem anderen Mitglied der königlichen Familie anbieten würde oder sich gar selbst zum Jong machen wollte. Aber man wußte nichts Genaues.

Obwohl keine konkrete Äußerung gemacht wurde, erfuhren wir, daß Muso, der Neffe des Jong, nicht gerade beliebt war. Und später hörten wir, daß Taman, der von königlichem Geblüt war, nach Muso als Thronanwärter galt und daß Tamans Popularität in allen Schichten der Bevölkerung Muso wenig gefiel. Als wir Taman hinter den feindlichen Linien aufgriffen, kehrte er gerade von einer gefährlichen Mission zurück, auf die ihn Muso geschickt hatte

– wahrscheinlich in der Hoffnung, daß er nicht zurückkehrte.

Als wir in Jaharas Räumen gerade beim Essen saßen, wurde ein Offizier des Jong angekündigt, der eine überhöflich formulierte Einladung Musos überbrachte, ihn doch so bald wie möglich zu besuchen. Diesem Befehl mußte natürlich sofort Folge geleistet werden.

Muso und seine Begleiterin Illana saßen inmitten einer großen Gefolgschaft im prunkvollen Audienzsaal des Palastes. Es war offensichtlich, daß Muso seine Herrschaft sehr ernst nahm, und er hielt es nicht einmal für geraten, uns mit einem Lächeln zu begrüßen, obwohl er sich ansonsten äußerst höflich gab. Nur als seine Augen auf Duare fielen, schien er etwas aus dem Gleichgewicht zu geraten. Ihre Schönheit schien ihn sehr zu beeindrucken.

Nach Beendigung der Formalitäten führte er uns sofort in ein kleineres Zimmer.

»Ich habe das seltsame Ding gesehen, mit dem Sie geflogen sind«, sagte er. »Wie nennen Sie es, und wie hält es sich in der Luft?«

Ich sagte ihm, daß Duare unser Flugzeug »Anotar« getauft hätte, und erklärte ihm kurz das Prinzip des Fliegens.

»Aber hat denn das irgendeinen praktischen Wert?« fragte er.

»In der Welt, aus der ich komme, gibt es Gesellschaften, die Passagiere, Post und Güter in alle Teile der Welt befördern. Verschiedene Regierungen unterhalten große Flugzeugflotten für militärische Zwecke.«

»Aber wie könnte man einen Anotar militärisch einsetzen?«

»Zum einen für die Aufklärung«, erwiederte ich. »Taman wird Ihnen berichten, daß ich ihn über die feindlichen Linien geflogen habe und er sich ein genaues Bild machen konnte. Schließlich können wir diese Kenntnisse praktisch anwenden, indem wir die feindlichen Kampfstellungen und Nachschublinien bombardieren. Dadurch ließe sich die Kampfkraft der Zanis entscheidend schwächen. Allerdings können wir mit einem einzigen Flugzeug wohl kaum den Krieg gewinnen!«

»Dessen bin ich nicht so sicher«, sagte Taman. »Die psychologische Wirkung dieser neuen Vernichtungsmaschine ist vielleicht größer, als Sie annehmen.«

»Es wäre mir eine Freude, dem König von Korva zu Diensten zu sein«, sagte ich.

»Würden Sie einen Posten unter meinem Kommando annehmen?« fragte Muso. »Das würde

natürlich erforderlich machen, daß Sie dem Jong von Korva Gehorsam schwören.«

»Warum nicht?« fragte ich. »Ich habe kein Heimatland in Amtor, und die Herrscher und das Volk Sanaras haben uns ihre Gastfreundschaft gewährt.« Ich leistete also den Eid und wurde zum Captain in der königlichen Armee ernannt. Jetzt endlich hatte ich ein Heimatland, allerdings auch einen Vorgesetzten. Dieser Aspekt gefiel mir weniger, denn ich bin nun einmal ein eingefleischter Individualist.

## 6

Die nächsten Wochen brachten viel Abwechslung und Aufregung. Die Sanaraner stellten eine Vielzahl von Bomben her, und fast täglich unternahm ich Angriffsflüge über den feindlichen Stellungen. Natürlich konnte ein einzelnes Flugzeug den Krieg nicht entscheidend beeinflussen, aber von Zeit zu Zeit richtete ich doch eine derartige Verwirrung an, daß die Sanaraner erfolgreiche Ausfälle machen konnten, von denen sie Gefangene mitbrachten. Diese berichteten, daß das ständige Bombardement seine Wirkung nicht verfehlte und daß der Führer der Zanis, Mephis, eine hohe Belohnung auf meine Ergreifung oder Vernichtung ausgesetzt hätte.

Die ganze Zeit über waren wir Gäste im Hause Tamans und wurden regelmäßig von Muso und Illana empfangen, die eine ruhige, selbztufriedene Frau von hoher Abstammung war. Wenn er sie überhaupt einmal beachtete, behandelte Muso sie recht grob, was sie aber zu übersehen schien. Duare gegenüber war er überfreundlich.

Die Belagerung Sanaras hatte sich festgefahren. Die Stadt hatte gewaltige Vorräte an synthetischen

Nahrungsmitteln und war auch mit Wasser und Munition ausreichend versorgt. Die Belagerer kamen nicht hinein und die Belagerten nicht hinaus. So etwa war die Lage einen Monat nach meiner Ankunft, als mich Muso zu sich rief. Er ging in seinem kleinen Audienzzimmer nervös auf und ab. Offensichtlich hatte er Sorgen.

»Ich habe einen Auftrag für Sie, Captain«, sagte er. »Ich möchte einem meiner Geheimagenten in Amlot eine Nachricht zukommen lassen. Mit Ihrem Schiff können Sie die feindlichen Linien mühelos überqueren und in die Nähe Amlots vorstoßen, ohne eine Gefangennahme zu riskieren. Ich zeige Ihnen einen Ort, an dem Sie mit jemandem Verbindung aufnehmen können, der Sie direkt in die Stadt bringt. Alles Weitere wird dann von Ihnen abhängen. Die Mission ist äußerst geheim, so daß nicht einmal Taman und Ihre Frau davon erfahren dürfen. Sie werden morgen früh abfliegen – wie jedesmal, wenn sie die feindlichen Linien bombardieren –, und sie werden nicht zurückkehren, jedenfalls nicht, bis Sie Ihre Mission erfüllt haben. Wenn Sie Erfolg haben, werde ich Sie zum Ongvoo machen und nach dem Krieg dafür sorgen, daß Sie Ländereien und einen Palast bekommen.«

In wörtlicher Übersetzung bedeutet Ongvoo »Der Erhabene«. Es handelt sich dabei um einen erblichen Titel, der manchmal für besondere Verdienste um

das Königreich vergeben wird. Mir erschien das als eine zu hohe Belohnung für die mir übertragene Aufgabe, aber ich dachte damals nicht weiter darüber nach, was ich lieber hätte tun sollen.

Muso überreichte mir zwei dünne Ledermäppchen, die nicht versiegelt waren. »Taman hat mir gesagt, daß Sie unsere Sprache nicht lesen können. Bitte notieren Sie sich also die Namen der Empfänger in Ihrer Schrift.« Er gab mir einen Schreibstift und einen der Umschläge. »Dieser Umschlag ist für Lodas auf seinem Hof fünf Kloobob nordwestlich von Amlot bestimmt. Ich gebe Ihnen noch eine Karte mit der genauen Positionsangabe mit. Lodas wird Ihnen weiterhelfen. Die andere Botschaft ist für einen Mann namens Spehon bestimmt, der Ihnen neue Anweisungen gibt.«

Dann zeigte er mir mein Ziel auf einer Karte. »Hier ist ein abgeflachter Hügel, der aus der Luft leicht zu erkennen ist. Er erhebt sich zwischen zwei Flüssen, die sich etwas weiter südwestlich vereinigen. In der Gabel zwischen den beiden Flußbetten liegt Lodas' Bauernhof. Lodas darf übrigens über den Zweck Ihrer Mission und über den Mann in Amlot nichts erfahren!«

»Aber wie soll ich dann Spehon finden?«

»Darauf komme ich noch. Er gibt sich als Zani aus und hat im Rat von Mephis einen hohen Posten inne. Sein Büro liegt im Palast meines Onkels

Kord, des Jong von Korva. Sie können ihn also nicht verfehlten. Jetzt müssen wir noch das Problem Ihres Haars lösen, das Sie sofort als Fremden verraten wird. Wenn wir es schwarz färben, müßte es gehen. Zwar wird man dann immer noch sofort sehen, daß Sie nicht Mitglied der Zani-Partei sind, aber das macht nichts.«

»Wie will man das erkennen?«

»Weil die eingeschriebenen Zanis eine besondere Frisur haben. Sie lassen nur einen etwa fünf Zentimeter breiten Haarstreifen stehen, der von der Stirn in den Nacken führt. So, nachdem Sie nun Ihre Instruktionen bekommen haben – hier sind Umschläge und Karte. Und hier ist ein Fläschchen mit Färbungsmittel.«

»Sie denken aber auch an alles.«

»Das tue ich gewöhnlich«, erwiderte er lächelnd.  
»Noch eine letzte Frage, ehe Sie abfliegen?«

»Ja, ich hätte gern die Erlaubnis, meiner Frau sagen zu dürfen, wo ich bin. Sie macht sich sonst unnötige Sorgen um mich, wenn es länger dauert.«

Er schüttelte den Kopf. »Das geht leider nicht. Niemand darf etwas davon wissen, weil wir überall Spione vermuten müssen. Ich werde sie zu gegebener Zeit informieren und beruhigen, das verspreche ich Ihnen. Sie fliegen morgen so früh wie möglich. Viel Glück.«

Damit schien die Audienz beendet, und ich salutierte und zog mich zurück. Ehe ich die Tür erreichte, fragte er noch: »Können Sie auch ganz bestimmt nicht Amtorisch lesen?«

Diese in seltsamem Ton vorgebrachte Frage verwirrte mich, und ich erwiederte ein wenig zu heftig:

»Wenn das zur Erfüllung der Aufgabe nötig ist, dann sollten Sie lieber jemand anders schicken. Ich könnte diesen Mann zu Ladas' Hof fliegen und dann zurückkehren.«

»Nein, nein«, erwiederte er hastig. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

Nach der Audienz fragte ich mich, warum ich ihm nicht gesagt hatte, daß ich Amtorisch so gut lesen konnte wie meine Muttersprache. Als Schüler Danus' hatte ich mich im Palast des Jong von Vepaja damit vertraut gemacht.

Am nächsten Morgen kam ich mir wie ein Verräter vor, als ich mich von Duare verabschiedete, und ich hatte plötzlich das unheimliche Gefühl, sie niemals wiederzusehen. Sie schien meine Unruhe zu spüren, denn sie klammerte sich fest an mich. »Stimmt etwas nicht, Carson?« fragte sie. »Was ist los?«

»Ich lasse dich heute sehr ungern allein«, sagte ich und machte mich auf den Weg.

Um den Gegner über das Ziel meines Fluges zu täuschen, schlug ich einen großen Bogen über dem Meer und hatte nach einigen Stunden Flug keine Mühe, den flachen Hügel auszumachen, der mein Ziel markierte. Unterwegs hatte ich mir das Haar gefärbt und meinen Lendenschurz von allen Rangabzeichen befreit. Jetzt konnte ich als einfacher Bürger Amlots gelten, sofern sich niemand für die Farben meiner Augen interessierte.

Als ich Lodas' Farm überflog, ließen einige Feldarbeiter ihre Geräte fallen und rannten auf das Haus zu, aus dem mehrere Männer und Frauen getreten waren, um mich zu beobachten. Offensichtlich herrschte große Aufregung dort unten, und als ich gelandet war, kamen die Männer mit erhobenen Waffen näher.

Ich stieg aus dem Cockpit und ging ihnen entgegen, wobei ich meine leeren Hände vorzeigte.

»Wer von Ihnen ist Lodas?« rief ich.

»Ich«, erwiderte ein großer Mann, der ein paar Schritte vor den anderen gegangen war. »Wer sind Sie und was wollen Sie?«

»Ich habe eine Nachricht für Sie«, sagte ich und hielt ihm den Lederumschlag hin.

Zögernd trat er vor und nahm die Mappe entgegen. Schweigend warteten die anderen, während er Musos Nachricht las.

»Gut«, sagte er schließlich. »Kommen Sie mit ins Haus.«

Nachdem wir mein Flugzeug zwischen zwei scheunenartigen Gebäuden festgezurrt hatten, wo es einigermaßen vor dem Wind geschützt war, und nachdem ich die Landarbeiter ermahnt hatte, sich von der Maschine fernzuhalten, ging ich mit Lodas zum Haus, – einem langen niedrigen Gebäude, an dessen Südseite sich eine lange Veranda erstreckte, während die Nordseite keine Fenster hatte. Von hier kamen die warmen Winde und die gelegentlichen heißen Stürme der Äquatorzone des Planeten. Lodas führte mich in einen großen Mittelraum, der Wohn- und Eßraum und Küche zugleich war. Neben dem Herd erhob sich ein großer Lehmofen, der im Winter sicher gute Dienste leistete.

Lodas schickte die Frauen hinaus, da er mit mir allein sprechen wollte. Dann setzte er sich neben mich und flüsterte mir ins Ohr.

»Schlimme Sache«, sagte er. »Es sind überall Spione. Vielleicht sind sogar einige meiner Arbeiter von Mephis geschickt worden. Er hat seine Leute überall, die nicht nur uns, sondern sich auch gegenseitig bespitzeln. Es hat schon Gerüchte über ein seltsames fliegendes Ding gegeben, das vor Sanara Tod und Vernichtung vom Himmel regnen lässt. Die Männer werden beim Anblick Ihrer Flugmaschine sofort wissen, was die Glocke

geschlagen hat, und sie werden sicher den Mund nicht halten können. Und wenn Mephis davon hört, ist es um mich geschehen! Was soll ich tun?«

»Was hat denn in der Nachricht gestanden?« fragte ich.

»Daß ich Sie nach Amlot bringen soll – mehr nicht. Wahrscheinlich werde ich das nicht überleben.«

»Aber Sie werden es doch tun?«

»Für Jong Kord tue ich alles.«

»Vielleicht können wir uns einen Plan zurechtlegen. Gibt es in der Nähe eine Stelle, an der ich meine Maschine verstecken könnte – wo sie auch einigermaßen sicher ist?«

»Wenn Mephis davon hört, wird sie hier nicht sicher sein«, bestätigte Ladas und schüttelte den Kopf. »O ja. Vielleicht könnten Sie das Ding auf der Insel vor der Küste abstellen.«

»Was für eine Insel ist das?« fragte ich. »Ist sie flach?«

»Ja. Sehr flach. Sie ist mit Gras bedeckt. Es kommen nur selten Menschen hin, und seit der Revolution überhaupt nicht mehr.«

»Wie weit ist sie von der Küste entfernt?«

»Nicht sehr weit. Ich brauche nur wenige Minuten, um hinüberzurudern.«

»Sie haben ein Boot?«

»Ja. Einmal im Jahr fahren wir hinüber, um Beeren zu pflücken. Die Frauen machen soviel Marmelade daraus, daß es für das ganze Jahr reicht.«

»Ausgezeichnet!« rief ich. »Hören Sie zu! Ich habe einen Plan, der jeden Verdacht von Ihnen ablenkt!« Zehn Minuten lang erklärte ich ihm, was wir tun wollten, und von Zeit zu Zeit schlug er sich lachend auf die Knie. Er war sehr erleichtert. Ich mochte diesen einfachen, gutmütigen Mann, der es nicht verdient hätte, durch mich in Schwierigkeiten zu kommen.

Wir beschlossen, meinen Plan sofort in die Tat umzusetzen, und verließen das Haus. Als wir an den Frauen vorbeikamen, sagte Lodas ärgerlich: »Verschwinden Sie von meinem Hof! Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben.«

Wir gingen sofort zum Flugzeug und banden es los, dann rollte ich auf das Feld hinaus, auf dem ich gelandet war. Lodas folgte mir zu Fuß, und als wir in Hörweite der Männer waren, brüllte er mir laut nach: »Scheren Sie sich fort! Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben! Lassen Sie sich nicht wieder hier sehen!« Die Arbeiter lauschten verblüfft und blickten mir erstaunt nach, als ich das Flugzeug in die Höhe zog.

Ich flog zunächst landeinwärts davon, kehrte dann aber verabredungsgemäß in einem weiten Bogen zur Küste zurück und landete auf der von Lodas bezeichneten Insel. Zum Glück wuchsen auf der Luvseite einige hohe Büsche, hinter denen ich das Flugzeug festzurrte. Ich arbeitete bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit und hielt es schließlich für ausreichend gesichert. Nicht einmal ein Hurrikan konnte ihm jetzt etwas anhaben.

Nachdem ich mein Abendessen verzehrt hatte, kletterte ich in die Kabine und machte es mir für die Nacht bequem. Es war recht einsam hier draußen; nur der Wind pfiff durch die Büsche, und die Brandung dröhnte am Strand. Schließlich überwältigte mich der Schlaf, und ich träumte von Duare. Ich kam mir wie ein Schweinehund vor, daß ich sie so getäuscht hatte, und hoffte, daß ihr Muso bald die Wahrheit sagen würde. Bestenfalls konnte ich übermorgen wieder bei ihr sein.

Ich erwachte sehr früh und begab mich an das der Küste zugewandte Ufer der Insel. Etwa eine halbe Stunde später kam ein Gefährt in Sicht, das von einem Gantor gezogen wurde. Lodas winkte herüber und kletterte in eine Höhle, aus der er ein kleines Boot holte. Wenig später ruderte er mich zur Küste zurück.

»Na, hat unser kleiner Plan funktioniert?« fragte ich.

»Bestens«, erwiderte er grinsend. »Ich habe meinen Leuten nicht gesagt, was Sie angeblich von mir wollten, sondern nur angedeutet, daß es etwas Schlimmes wäre und ich die Behörden in Amlot verständigen müßte. Damit gaben sie sich alle zufrieden, und wenn einer von ihnen tatsächlich ein Spion ist, wird er sicher nichts unternehmen. Sie sind ein kluger Mann, daß Sie sich einen solchen Plan ausdenken konnten.«

Gleich darauf war ich in dem vierrädrigen Kastenwagen untergebracht. Ich ruhte auf einem Berg Gemüse, bedeckt von einer Lage Heu, das mich bald überall zu kitzeln begann; und mein Zustand, der sich durch die Schaukelbewegungen des Wagens auf der schlechten Straße noch verschlimmerte, wurde bald unerträglich. Die fünfzehn Kilometer bis nach Amlot wurden die längsten meines Lebens.

Schließlich erreichten wir aber doch unser Ziel. Der Wagen hielt, und jemand begann Lodas auszufragen. Dann sagte eine andere Stimme: »Ich kenne diesen Bauern. Er bringt oft seine Früchte in die Stadt. Er ist in Ordnung.« Dann fuhren wir weiter, und der Klang der Räder verriet mir, daß wir jetzt über gepflasterte Straßen rollten. Ich war in Amlot! Ich hoffte, daß ich meine Mission so glatt zu Ende bringen konnte, wie sie begonnen hatte. Wenn

alles klappte, konnte ich morgen schon wieder bei Duare sein.

Schließlich stoppten wir erneut, und nach kurzer Pause, unterbrochen von Stimmen, die ich nicht verstehen konnte, öffnete sich vor unserem Wagen quietschend ein Tor. Wir fuhren ein Stückchen weiter, und dann forderte mich Lodas auf, herauszukommen. Ein Mann stand neben ihm und starrte mich an. Mein Anblick schien ihn nicht gerade zu erfreuen.

»Das ist mein Bruder Horjan«, sagte Lodas. »Und Horjan, das ist... wie war eigentlich Ihr Name, mein Freund?«

»Stand das nicht in der Nachricht, die ich Ihnen gebracht habe?« fragte ich und täuschte Überraschung vor.

»Nein.«

Vielleicht war es wirklich besser, wenn ich meinen wirklichen Namen nicht bekannt werden ließ. »Wo ich geboren bin, nennt man mich *Mensch*.«

»Das alles gefällt mir gar nicht«, sagte Horjan. »Wenn man uns schnappt, werden uns die Zani-Wächter ins Gefängnis bringen. Nein, das gefällt mir nicht!«

»Aber es geschieht für den König!« sagte Lodas, als wäre das eine ausreichende Begründung für jedes Opfer.

»Was hat der Jong denn jemals für uns getan?« fragte Horjan.

»Er ist unser Jong«, sagte Lodas schlicht. »Horjan, ich schäme mich für dich.«

»Naja, lassen wir das. Wir behalten ihn heute nacht hier, aber morgen muß er verschwinden. Kommen Sie ins Haus. Das Ganze gefällt mir nicht. Die Zani-Wächter sollen ihre Gefangenen zu Tode foltern...«

Also betrat ich das Haus Horjans in Amlot als höchst unwillkommener Gast. Ich konnte die beiden Brüder verstehen, aber ich vermochte nichts dagegen zu tun. Immerhin gehorchte ich nur den Befehlen Musos.

Horjan wies mir ein kleines Zimmer am Hof zu und sagte mir, daß ich darin bleiben sollte, damit mich niemand zu Gesicht bekäme. Wenig später besuchte mich Lodas, um sich zu verabschieden. Er wollte seine Produkte auf den Markt bringen und dann nach Hause zurückkehren.

Die Zeit verging langsam in dem muffigen, kleinen Raum. Bei Anbruch der Dämmerung brachte mir Horjan Nahrung und Wasser. Er versuchte den Grund für meine Reise nach Amlot herauszubekommen, aber ich wischte seinen Fragen aus. Er betonte noch einmal, wie gern er mich wieder aus dem Haus hätte, und ließ mich allein. Nach dem Essen versuchte ich zu schlafen, konnte aber keine Ruhe finden. Ich war gerade etwas eingedämmert, als ich Stimmen im Nebenraum hörte. Ich erkannte Horjans Stimme, der sich mit einem Fremden unterhielt.

»Ich sage dir, die Sache schmeckt mir nicht. Ich weiß nichts über den Mann. Wenn es bekannt wird, daß er sich hier versteckt, wird man mir die Schuld in die Schuhe schieben, obwohl ich seine Absichten nicht kenne.«

»Du bist ein Narr, ihn hierzubehalten«, sagte der andere.

»Was soll ich denn mit ihm tun?«

»Liefere ihn den Zani-Wächtern aus. Sag ihnen einfach, du wüßtest nicht, wie der Bursche ins Haus gekommen ist. Du wärst nicht hier gewesen, und als du zurückkamst, hättest du den Mann hier gefunden. Das bringt dir sicher sogar eine Belohnung.«

»O wirklich? Darüber muß man nachdenken. Vielleicht ist er gefährlich. Vielleicht hat er die Absicht, Mephis umzubringen.«

»Diese Absicht könntest du ihm unterschieben, wenn du mit den Zani-Wächtern sprichst.«

»Ja, das gäbe sicher eine große Belohnung.«

Einige Minuten lang war nichts zu hören, dann ertönte das Scharren eines Stuhls. »Wohin willst du?« fragte Horjans Besucher.

»Zu den Zanis«, erwiederte Horjan.

»Ich komme mit. Vergiß nicht, daß *ich* die Idee gehabt habe. Ich müßte eigentlich die Hälfte der Belohnung bekommen. Vielleicht sogar zwei Drittel.«

»Aber er ist *mein* Gefangener«, wandte Horjan ein. »Und *ich* gehe zu den Zanis. Du kannst hierbleiben.«

»Das werde ich nicht tun. Wenn ich melden würde, was ich weiß, würde man euch beide verhaften, und ich bekäme eine sehr große Belohnung.«

»Das würdest du doch nicht tun!« rief Horjan.

»Aber ganz bestimmt, wenn du mir weiterhin meine Belohnung vorenthältst.«

»Das tue ich doch gar nicht. Ich gebe dir zehn Prozent!«

Der andere lachte. »Zehn Prozent? Daß ich nicht lache. *Ich* gebe *dir* zehn Prozent, und mehr verdienst du nicht. Verrat an Mephis und Spehon und den anderen ist eine schwerwiegende Sache!«

»Aber das kannst du mir nicht in die Schuhe schieben!« protestierte Horjan wütend. »Niemand wird dir glauben. Du bist doch allgemein als Lügner... He, wohin gehst du! *Ich* melde die Sache. Komm zurück!«

Ich hörte das Geräusch von Schritten, die sich schnell entfernten. Sie können mir glauben, daß ich keine Zeit verschwendete. Ich tastete mich aus dem Haus, und als ich die Straße erreichte, waren meine beiden treuen Freunde noch in Sicht; sie stritten sich noch immer. Ich huschte in die entgegengesetzte Richtung und tauchte in der Dunkelheit unter.

Es hatte keinen Sinn zu rennen. Ich marschierte einfach drauflos, als wäre ich in Amlot zu Hause.

Bald kam ich auf eine heil erleuchtete, belebte Straße, die von Läden gesäumt war. Viele Soldaten waren hier zu sehen, und zum erstenmal bekam ich auch drei Mitglieder der Zani-Garde zu Gesicht; sie marschierten selbstbewußt über den Bürgersteig und stießen Männer, Frauen und Kinder rücksichtslos zur Seite. Ich war ein wenig nervös, als sie in meine Nähe kamen, aber sie kümmerten sich nicht weiter um mich.

Seit dem Gespräch zwischen Horjan und seinem Komplicen waren mir einige Gedanken durch den Kopf gegangen. Ich konnte es nicht vergessen, daß der Unbekannte Spehons Namen mit Mephis zusammengebracht hatte. Die Botschaft in meiner Tasche war an Spehon gerichtet. Was mochte Muso mit einem Führer der Zanis zu tun haben? Es ergab keinen Sinn und begann mich gerade deswegen zu beunruhigen – eine Unruhe, aus der ein ganz bestimmter Verdacht zu erwachsen begann. Vielleicht erfuhr ich niemals, ob ich recht hatte – oder ich erfuhr es morgen früh. Das hing weitgehend davon ab, ob ich die Botschaft auftragsgemäß übermittelte oder nicht. Ich war fast versucht, die Stadt zu verlassen, nach Sanara zurückzukehren und Taman die Sache vorzutragen, dem ich vertraute. Aber mein Pflichtgefühl bewog mich, meine Aufgabe zu erfüllen.

Ich folgte der Hauptstraße, deren Läden bald vornehmer und exquisiter wurden. Auch das Publikum schien hier aus einer anderen Schicht zu kommen. Herrlich geschmückte Gantors brachten ihre Passagiere hierhin und dorthin und warteten vor den Läden, während der Herr oder die Herrin Einkäufe machte. Vor einem hellerleuchteten Gebäude standen zwanzig oder dreißig Gantors, und als ich feststellte, daß es sich um ein Restaurant handelte, regte sich in mir der Appetit. Die Mahlzeit, die ich bei Horjan bekommen hatte, war wenig geeignet gewesen, meinen Hunger zu stillen. Ich betrat das Gebäude und stellte sofort fest, daß anscheinend sämtliche Plätze besetzt waren. Ich wollte mich schon wieder abwenden, als ein Kellner auf mich zukam und mich fragte, ob ich essen wollte. Als ich bejahte, führte er mich an einen kleinen Tisch für zwei Personen, an dem bereits eine Dame saß.

»Nehmen Sie Platz sagte er. Ich war ein wenig verlegen.

»Aber der Tisch ist besetzt«, sagte ich.

»Machen Sie sich nichts daraus«, sagte die Frau.  
»Bitte setzen Sie sich zu mir.«

Es blieb mir wirklich nichts anderes übrig, als ihr zu danken und mich zu setzen. »Das ist sehr großzügig von Ihnen«, sagte ich.

»Oh, ganz und gar nicht«, erwiderte sie lächelnd. Sie war eine gutaussehende Frau, deren Alter, wie bei den meisten amtorischen Frauen, sehr schwer zu schätzen war. Sie mochte siebzehn, aber auch siebenhundert sein. Bei dem Unsterblichkeitsserum wußte man das nie genau.

»Ich hatte keine Ahnung, daß mich der Ober an einen besetzten Tisch führen würde. Ich wäre sonst natürlich nie...«

»Machen Sie sich nichts daraus«, erwiderte sie.  
»Ich habe ihm aufgetragen, Sie zu holen.«

Ich vermochte meine Überraschung nicht ganz zu verbergen. »Das war sehr nett von Ihnen«, brachte ich schließlich heraus.

»Ich habe gesehen, wie Sie sich nach einem Tisch umsahen, und hier war ein Platz frei. Außerdem fühlte ich mich ein wenig allein. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen?«

»O nein – im Gegenteil. Sie waren nicht der einzige einsame Mensch in Amlot. Haben Sie schon bestellt?«

»Nein, die Bedienung hier ist fürchterlich. Allein, das Essen entschädigt einen für alles. Aber natürlich haben Sie hier schon oft gegessen. Wer tut das nicht?«

Ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Vielleicht war es wirklich das beste, wenn ich mich gleich als Fremder zu erkennen gab. Es wäre peinlich gewesen, mich durch Unkenntnis irgendeiner Kleinigkeit im Laufe des Gesprächs zu verraten.

Ich bemerkte, daß sie mich eingehend musterte, und beschloß, ihr bei erster Gelegenheit zu sagen, daß ich nicht aus Amlot stammte. Doch in diesem Augenblick wurde unsere Aufmerksamkeit auf eine Szene am anderen Ende des Raumes gelenkt. Eine Gruppe Zani-Wächter verhörte Gäste an einem der Tische. Dabei nahmen die Soldaten eine drohende Haltung ein.

»Was soll das?« fragte ich meine Tischnachbarin.

»Das wissen Sie nicht?«

»Das ist eines der vielen Dinge, die ich nicht weiß«, gab ich zu.

»Man sucht nach Verrätern und Aitorien. Solche Szenen spielen sich heutzutage in Arnlot täglich ab. Es ist seltsam, daß Sie das noch nicht bemerkt haben. Da, sie kommen jetzt auch zu uns.«

Der Trupp kam geradewegs auf uns zu, und der Anführer schien mich anzupeilen. Ich nahm schon an, daß er es speziell auf mich abgesehen hatte, sollte aber später erfahren, daß es generell zur Taktik solcher Patrouillen gehört, sich in jeder Gruppe ein

paar Opfer aufs Korn zu nehmen. Natürlich werden von Zeit zu Zeit auch Verhaftungen vorgenommen, aber im wesentlichen zielt die ganze Vorstellung auf den moralischen Effekt bei den Unbeteiligten ab.

»Wer sind Sie?« schrie der Offizier mich an.  
»Weisen Sie sich aus!«

»Er ist ein Freund von mir«, sagte die Frau. »Es ist schon in Ordnung, Kordogan.«

Der Mann blickte sie an und wich dann sichtlich zurück. »Natürlich, Toganja«, sagte er entschuldigend und verließ mit seinen Leuten das Restaurant.

»Es scheint mir, als wäre es – abgesehen von der Freude Ihrer Gesellschaft – ein großes Glück für mich, daß der einzige freie Stuhl an Ihrem Tisch stand«, sagte ich. »Obwohl ich natürlich nichts zu fürchten hatte. Für einen Fremden sind solche Zwischenfälle nur immer sehr unangenehm.«

»Dann habe ich also richtig geraten,, daß Sie ein Fremder sind?«

»Ja, Toganja. Ich wollte es Ihnen eben erklären, als der Kordogan kam.«

»Sie haben Ausweispapiere?«

»Ausweispapiere? Nein.«

»Dann war es wirklich gut, daß ich hier war. Ohne mich wären Sie wahrscheinlich in diesem

Augenblick auf dem Wege ins Gefängnis und würden vermutlich morgen früh erschossen. Es sei denn, Sie haben Freunde.«

»Nur einen«, sagte ich.

»Und darf ich fragen, wer das ist?«

»Sie.« Wir lächelten beide.

»Erzählen Sie mir von sich«, sagte sie.

»Ich bin erst heute in Amlot eingetroffen. Ich möchte mich als Söldner verdingen, und da ich gehört habe, daß hier gekämpft wird...«

»Und auf welche Seite wollen Sie sich schlagen?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß nichts darüber«, erwiderte ich.

»Wie sind Sie in die Stadt gekommen, ohne verhaftet zu werden?«

»Ich bin zusammen mit einer Gruppe aus Soldaten, Arbeitern und Bauern einfach durchgegangen. Niemand hat mich aufgehalten. Niemand hat mir Fragen gestellt. Ist das verboten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht wenn man damit durchkommt. In dieser Stadt ist es nur ein Verbrechen, sich fangen zu lassen. Sagen Sie mir doch, woher Sie kommen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Warum sollte es mir etwas ausmachen? Ich komme aus Vodaro.« Ich hatte mich gerade noch rechtzeitig an das Land erinnert, das ich auf einer Karte bei Danus gesehen hatte. Es lag in der südlichen gemäßigten Zone und erstreckte sich bis in das unbekannte Land der Antarktis. Danus hatte mir seinerzeit gesagt, daß man wenig darüber wußte. Ich hoffte jetzt, daß das wirklich so war, denn niemand konnte weniger darüber wissen als ich.

Sie nickte. »Ich wußte, daß Sie aus einem fremden Land kommen. Sie unterscheiden sich sehr von unseren Männern. Haben bei Ihnen alle Menschen graue Augen?«

»O ja – die meisten jedenfalls«, erwiederte ich.

Endlich bequemte sich ein Ober, uns zu bedienen, und als endlich serviert wurde, stellte ich fest, daß sich das Warten gelohnt hatte. Während des Essens erzählte mir meine Tischnachbarin viel über die Lebensbedingungen unter der Herrschaft der Zanis, aber sie wählte ihre Worte so vorsichtig, daß ich ihre persönliche politische Einstellung nicht daraus ableiten konnte.

Wir waren gerade bei der Nachspeise angelangt, als ein Trupp Zani-Wächter das Restaurant betrat und zielstrebig auf unseren Nachbartisch zuhielt. Ein Zivilist in ihrer Begleitung deutete auf einen der Gäste.

»Das ist er!« rief er anklagend. »Seine Urgroßmutter wurde von einer atorischen Frau gestillt!«

Der Betroffene wurde bleich und erhob sich langsam. »*Mistal!*« brüllte der Kordogan und versetzte dem Mann einen Schlag ins Gesicht. Die Soldaten ergriffen den Unglücklichen und schleppten ihn davon. (Ein *Mistal* ist ein Nagetier von der Größe einer Ratte. Das Wort wird sehr oft auch als Schimpfwort benutzt.)

»Was hatte das alles zu bedeuten?« fragte ich. »Warum wird ein Mann verhaftet, weil seine Urgroßmutter von einer atorischen Frau gestillt wurde?«

»Die Milch und also auch das Blut einer atorischen Frau sind in das Blut eines Urahnen eingedrungen und haben das reine Blut der korvanischen Superrasse beschmutzt«, erklärte sie.

»Aber was stimmt denn mit dem Blut eines Atoriers nicht?« fragte ich.

»Das ist eigentlich recht schwierig zu erklären«, sagte sie. »An Ihrer Stelle würde ich diese Tatsachen als solche akzeptieren und keine Fragen stellen.«

Ich machte mir klar, daß das ein ausgezeichneter Ratschlag war. Meine eigenen Erfahrungen in Amlot hatten mich bereits gelehrt, daß man nur lange leben konnte, wenn man den Mund hielt.

»Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt«, sagte die Toganja. »Ich heiße Zerka.«

Ich konnte ihr kaum meinen richtigen Namen angeben und wagte auch den Namen *Mensch* nicht mehr zu verwenden, da mich Horjan und sein guter Freund sicher schon gemeldet hatten; ich mußte mir also schnell ein neues Alias ausdenken.

»Vodo«, sagte ich.

»In Ihrer Heimat sind Sie sicher ein sehr wichtiger Mann«, sagte sie – offensichtlich bestrebt, mehr Informationen aus mir herauszulocken. Ich mußte versuchen, mich ihr einigermaßen interessant zu machen, und da ich mit dem Lügen schon einmal angefangen hatte, konnte ich auch gleich ganze Arbeit leisten.

»Ich bin der Tanjong von Vodaro«, sagte ich. »Aber Sie dürfen mich nicht verraten. Ich reise nämlich inkognito.«

»Aber wie haben Sie die Erlaubnis Ihrer Regierung zu dieser gefährlichen Reise bekommen?«

»Ich bin durchgebrannt«, sagte ich lachend. »Ich war des prunkvollen Hoflebens müde. Ich wollte mich einmal im Leben bestätigen und...«

»Das ist sehr interessant«, sagte sie. »Wenn Sie hier eine Arbeit annehmen wollen, kann ich Ihnen vielleicht helfen. Besuchen Sie mich doch morgen.

Die Führer der öffentlichen Gantors wissen, wo ich wohne. Jetzt muß ich gehen. Es war ein interessanter Abend.«

Ich begleitete sie zur Tür, wo uns zwei Wächter in Empfang nahmen und zum Straßenrand führten.

»Wo wohnen Sie?« fragte sie, während wir auf ihren Gantor warteten.

»Noch nirgends«, erwiderte ich. »Können Sie mir eine gute Unterkunft empfehlen?«

»Ja, kommen Sie mit. Ich bringe Sie hin.«

In einer reich verzierten Sänfte, die vier Passagieren Platz bot, schwebten wir gleich darauf majestatisch davon. Interessiert beobachtete ich das Nachtleben dieser amtorischen Stadt, die sich so sehr von den anderen Städten unterschied, die ich auf diesem Planeten kennengelernt hatte. Obwohl es spät war, herrschte ein lebhaftes Treiben auf den Straßen, doch überall waren auch Zani-Wächter sichtbar, die mit ihren seltsamen Frisuren von allen ändern abstachen. Die hellerleuchteten Läden, Restaurants, Spielhäuser und Theater ließen vergessen, daß in Korva Bürgerkrieg herrschte.

»So halten wir die Leute bei Stimmung«, erklärte sie. »Nachdem uns der letzte Krieg, der schließlich die Revolution brachte, fast alles genommen hatte, war die Stadt völlig tot. Unser König Kord ordnete an, daß alle Vergnügungsstätten geöffnet werden

müßten, und schickte das Volk fast zwangsweise ins Vergnügen. Die Wirkung war elektrisierend, und nach der Revolution haben die Zanis dieses Prinzip beibehalten. Ah, hier ist das Haus der Reisenden. Bitte besuchen Sie mich morgen.«

Ich dankte ihr für ihre Hilfe und für den netten Abend. Als ich eben die Leiter hinabsteigen wollte, legte sie mir die Hand auf den Arm. »Wenn Sie verhört werden, sagen Sie, was Sie mir heute abend erzählt haben, und wenn man Ihnen nicht glaubt, nennen Sie ruhig meinen Namen. Hier, nehmen Sie das.« Mit diesen Worten zog sie einen Ring vom Finger und gab ihn mir. »Das wird für die Zanis ein Beweis für unsere Freundschaft sein. Noch etwas – ich würde nicht mehr davon sprechen, daß Sie ein Tanjong sind. Könige oder Prinzen werden hier nicht mehr sehr gern gesehen. Vor kurzem ist ein bedeutender Jong nach Amlot gekommen, um seine entführte einzige Tochter zu suchen. Er wurde verhaftet und schmachtet noch heute im Gap-kum Rov, wenn er überhaupt noch lebt.«

»Ein bedeutender Jong?« fragte ich.

Sie kniff die Augen zusammen und erwiderte: »Es ist heutzutage nicht gut, zu viele Fragen zu stellen.«

»Es tut mir leid«, sagte ich und verabschiedete mich noch einmal.

## 8

Das Haus der Reisenden erinnerte mich sehr an die Hotels, die wir auf der Erde kennen, und ich fühlte mich sofort wie zu Hause. In der Halle diente ein kreisförmiger Tisch als Rezeption. Überall herrschte lebhaftes Treiben, und natürlich fehlten auch die Zani-Patrouillen nicht. Zwei Wächter kamen sofort herüber und hörten zu, während der Portier meine Personalien aufnahm.

»Wo sind Ihre Ausweise?« fragte einer der Zanis scharf.

»Ich habe keine«, erwiderte ich. »Ich bin ein Fremder aus Vodaro und möchte hier in den Militärdienst eintreten.«

»Was, du hast keine Ausweise, du Mistal? Du bist wahrscheinlich ein verdammter Spion aus Sanara!«

Er brüllte das so laut, daß jeder hören konnte, und die Anwesenden schwiegen entsetzt. Schon holte der Zani aus, um mir ins Gesicht zu schlagen. Ich verlor die Beherrschung und schlug so heftig zurück, daß der Mann rückwärts zu Boden stürzte. Sein Begleiter zog das Schwert.

»Vorsicht!« sagte ich. »Überlegen Sie, was Sie tun!« Und ich hielt ihm den Ring entgegen, den mir Zerka gegeben hatte.

Er warf einen Blick darauf und senkte sofort das Schwert. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?« fragte er leise und fast verschüchtert. Inzwischen war der andere Zani wieder auf die Beine gekommen und versuchte sein Schwert zu ziehen.

»Halt!« sagte sein Begleiter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann machten die beiden auf dem Absatz kehrt und verließen wie zwei geprügelte Hunde das Hotel. Der Portier überschlug sich jetzt fast vor Höflichkeit, fragte nach meinem Gepäck, dessen Ankunft ich für später ankündigte, und wies mir schließlich ein geräumiges und gut eingerichtetes Zimmer mit Bad im dritten Stockwerk zu. Vom Balkon konnte man auf die Stadt hinausblicken, die sich zum Meer hinabzog. Ich stand sehr lange dort draußen und dachte über meine Abenteuer nach. Meistens weilten meine Gedanken aber bei Duare. Ich versuchte mir auch über meine seltsame Bekannte Zerka klarzuwerden, konnte aber nicht glauben, daß ihr Interesse nur freundschaftlicher Natur war. Und doch hatte ich eigentlich keinen Grund, ihr zu mißtrauen; sie war eben nur eine recht geheimnisvolle Frau. Aber immerhin – ich war in einer feindlichen Stadt und mußte vorsichtig

sein. Wenn man meine wahre Identität auch nur vermutete, war es um mich geschehen. Ich war sicher, daß ich ihr eine glaubhafte Geschichte vorgelogen hatte – war *ihre* Geschichte vielleicht auch nicht die Wahrheit?

Die Möglichkeit, daß Duares Vater Mintep in Amlot gefangengehalten wurde, machte mir große Sorgen und bestärkte mich in meinem Entschluß, erst wieder nach Sanara zurückzukehren, wenn sich mein Verdacht bestätigt oder zerstreut hatte. Und unter diesem Aspekt hatte ich auch keine Skrupel mehr, den Umschlag mit der Nachricht Musos zu öffnen und zu lesen. Meine Befürchtungen, daß die Dinge nicht so standen, wie sie sollten, bewahrheiteten sich schon nach den ersten Zeilen:

*Muso, der Jong,  
grüßt Spehon in Amlot.*

*Mögen Deine Pläne erfolgreich sein, und möge das Alter Dich niemals schwächen. Muso läßt diese Nachricht durch Carson von der Venus überbringen, der nicht Amtorisch lesen kann. Wenn Sanara in die Hände Mephis' fiele, würde dieser unselige Bürgerkrieg ein Ende finden.*

*Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn Muso nach dem Fall Sanaras lang von ganz Korva würde.*

*Wenn Mephis hiermit einverstanden ist, läßt drei blaue Raketen vor dem Haupttor Sanaras*

*an drei aufeinanderfolgenden Nächten abschießen. In der vierten Nacht laßt eine starke Streitmacht unbemerkt vor dem Haupttor aufmarschieren und behaltet starke Reserven in der Hinterhand; Muso wird dann dafür sorgen, daß die Haupttore geöffnet werden, um einen Ausfall zu ermöglichen. Aber es wird keinen Ausfall geben, so daß die Truppen Mephis' in die Stadt eindringen können.*

*Muso wird kapitulieren, und das Blutvergießen ist vorüber. Muso wird ein guter König sein und sich stets mit Mephis beraten. Die Zanis werden belohnt.*

*Es wäre eine wünschenswerte Tatsache, wenn Carson von der Venus aus Amlot nicht zurückkehrte.*

*Möge Dir der Erfolg stets zur Seite stehen.*

*Muso,*

*Jong.*

Es wurde mir ein wenig kalt bei dem Gedanken, daß ich dieses Todesurteil beinahe abgeliefert hätte, ohne es zu lesen. Wie ahnungslos war ich doch gewesen! Ich ging zum Kamin, zückte meinen kleinen Feuermacher und machte Anstalten, das Dokument zu verbrennen. Doch dann fiel mir ein, daß ich hier ein sehr wertvolles Schriftstück in der Hand hielt – ein Schriftstück, das für Taman und

Korva von größter Wichtigkeit sein konnte, wenn es richtig eingesetzt wurde. Es durfte also nicht vernichtet werden. Der Gedanke, es ständig mit mir herumzutragen, gefiel mir allerdings wenig. Aber wo sollte ich es verstecken? Ich wußte, daß man mich bereits in Verdacht hatte, und hier im Raum gab es kein Versteck, das auch nur einer oberflächlichen Durchsuchung standgehalten hätte. Ich war überzeugt, daß das Zimmer sofort durchgekämmt würde, wenn ich es verließ. Ich steckte das Blatt wieder in den Lederumschlag und ging zu Bett. Ich konnte mich morgen mit dem Problem befassen; heute war ich zu müde.

Ich schlief sehr fest und erwachte ziemlich spät am nächsten Morgen. Als ich mich aufrichtete und mich auf die Bettkante setzte, war ich recht zufrieden mit mir. Heute früh würde ich Zerka aufsuchen und hoffte auf eine Möglichkeit, bei den Zanis in Dienst genommen zu werden und dabei vielleicht festzustellen, ob Mintep wirklich in Amlot war. Da ich Musos Brief an Spehon gelesen hatte, stellte er keine Gefahr mehr für mich dar. Ich mußte jetzt nur noch ein geeignetes Versteck dafür finden.

Ich trat auf den Balkon hinaus und schaute mir die Stadt bei Tageslicht an. Das Hotel schien doch näher am Hafen zu liegen, als ich gestern abend angenommen hatte. Fast direkt zu meinen Füßen begann der herrliche natürliche Hafen.

Was würde mir der neue Tag bringen? Zunächst wollte ich baden und dann gut frühstücken – dann konnte ich weitersehen. Auf dem Weg ins Badezimmer bemerkte ich, daß meine Kleidung unordentlich am Boden lag. So hatte ich sie nicht hingeworfen! Mit zitternden Fingern tastete ich nach dem Lederumschlag. Die Botschaft war verschwunden! Ich ging zur Tür, die jedoch noch verschlossen war. Ich dachte sofort an die beiden Zani-Wächter, mit denen ich mich gestern abend angelegt hatte. Jetzt hatten sie ihre Rache. Wahrscheinlich hatte ich nicht mehr viel Zeit bis zu meiner Verhaftung, mußte aber auf jeden Fall versuchen, aus der Stadt zu fliehen. Ich konnte Mintep nicht helfen, indem ich hierblieb. Meine einzige Hoffnung lag darin, Sanara zu erreichen und Taman zu warnen.

Hastig zog ich mich an und ging in die Halle hinunter. Der Portier begrüßte mich höflich, und niemand schenkte mir besondere Aufmerksamkeit, als ich in das Eßzimmer ging und mein Frühstück bestellte.

Ich hatte mich entschlossen, zunächst Zerka zu besuchen. Vielleicht konnte sie mir aus der Stadt helfen. Ich würde ihr schon eine glaubhafte Geschichte auftischen. Nach dem Frühstück kehrte ich in die Hotelhalle zurück, in der es jetzt etwas lebhafter zuging. Mehrere Zani-Wächter trieben

sich herum, und als ich zur Tür ging, kamen mir die beiden Wächter entgegen, mit denen ich mich gestern gestritten hatte. Ohne zu stocken ging ich weiter. Beide erkannten mich und salutierten.

Ich trat auf die Straße hinaus und machte noch einen kleinen Spaziergang, ehe ich mir einen öffentlichen Gantor suchte, der mich zur Toganja Zerka bringen sollte. Gleich darauf befand ich mich in der Sänfte dieses erstaunlichen Taxis und schwankte eine breite Straße entlang, die parallel zum Ozean verlief.

Bald hatten wir das Geschäftsviertel verlassen und kamen in einen herrlichen Wohndistrikt. Schließlich hielten wir vor einem der Paläste, und mein Führer stieß einen lauten Schrei aus. Ein Wächter kam aus dem massiven Tor und starre zu mir empor.

»Was wollen Sie?« fragte er.

»Ich komme auf Einladung der Toganja Zerka«, erwiderte ich.

»Wie heißen Sie, bitte?«

»Vodo.«

»Die Toganja erwartet Sie«, sagte der Wächter und öffnete das Tor.

Der Palast war ein prunkvolles Gebäude aus weißem Gestein, das mich an Marmor erinnerte. Es

umspannte drei Seiten eines herrlichen Gartens, der zum Ozean hin offen war und sich mit seinen Rasenflächen und Blumenbeeten fast bis ans Wasser erstreckte. Aber im Augenblick war ich weniger an der Schönheit dieser Szene als an meiner Rettung interessiert.

Ich mußte nur wenige Minuten warten, bis ich vorgelassen wurde. Zerkas Empfangszimmer erinnerte mich an einen Thronraum, und sie saß auf einem großen, erhobenen Sessel. Sie begrüßte mich sehr freundlich und lud mich ein, auf den Kissen zu ihren Füßen Platz nehmen.

»Sie sehen sehr ausgeruht aus. Ich hoffe, Sie haben sich im Hotel wohl gefühlt und eine gute Nacht gehabt?«

»O ja«, sagte ich.

»Ist irgend etwas passiert, nachdem wir uns verabschiedeten?«

Ich hatte das Gefühl, sie wollte mich aushorchen, aber warum sollte ich es ihr nicht erzählen?

»Ich hatte eine kleine Auseinandersetzung mit zwei Zani-Wächtern. Ich verlor die Beherrschung und schlug einen von ihnen zu Boden. Das war sehr dumm von mir.«

»Allerdings. So etwas dürfen Sie nie wieder tun, wenn die Provokation auch noch so groß ist!«

»Ich habe den beiden schließlich Ihren Ring gezeigt, und dann war alles vorbei. Heute morgen habe ich sie wiedergesehen, und sie grüßten mich.«

»Und mehr ist nicht passiert?« fragte sie.

»Nein, nichts Wichtiges jedenfalls.«

Sie sah mich eine volle Minute schweigend an, als ob sie sich über irgend etwas klarwerden wollte. Schließlich sagte sie: »Ich habe nach einem Mann geschickt, in dessen Hände ich Ihre Zukunft legen möchte. Sie können ihm vorbehaltlos vertrauen – verstehen Sie? – vorbehaltlos!«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Ich weiß nicht, warum Sie das alles für mich tun, aber ich möchte Ihnen sagen, wie sehr ich Ihre Freundlichkeit zu schätzen weiß. Wenn ich Ihnen irgendwann einmal zu Diensten sein kann, brauchen Sie es nur zu sagen.«

»Oh, das ist nicht nötig«, sagte sie. »Sie haben mich vor einem sehr langweiligen Abend mit mir selbst bewahrt.«

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Tür und verkündete: »Maltu Mephis! Mantar!«

Ein Mann mit der Frisur und in der Uniform eines Zani-Wächters betrat den Raum. Er machte vor Zerka halt, salutierte und sagte: »Maltu Mephis!«

»Maltu Mephis!« erwiderte Zerka. »Willkommen, Mantar. Das ist Vodo.« Und zu mir gewandt: »Das ist Mantar.«

»Maltu Mephis! Erfreut!« sagte Mantar.

»Die Freude ist ganz meinerseits«, erwiderte ich. Mantar runzelte die Stirn und wandte sich fragend an Zerka, die ihn lächelnd anblickte.

»Vodo ist fremd in diesem Land«, sagte sie. »Er kennt unsere Sitten noch nicht. Sie werden ihn darin unterweisen müssen.«

Mantar blickte mich erleichtert an. »Damit werde ich sofort beginnen«, sagte er. »Sie haben nichts dagegen, wenn ich Sie verbessere?«

»Ganz bestimmt nicht. Es wird wahrscheinlich sehr oft nötig sein.«

»Zunächst müssen Sie wissen, daß alle loyalen Bürger jeder Begrüßung die Worte ›Maltu Mephis‹ voranstellen. Sie dürfen diesen Gruß niemals vergessen. Sie dürfen auch niemals die Regierung oder einen Beamten oder ein Mitglied der Zani-Partei kritisieren. Am besten tun Sie immer genau das, was die anderen gerade tun – obwohl Sie das vielleicht manchmal nicht verstehen.«

»Ich werde Ihren Rat beherzigen«, sagte ich, ohne zu erkennen zu geben, was ich wirklich davon hielt.

»Und jetzt, Mantar«, sagte Zerka, »nehmen Sie sich bitte dieses ehrgeizigen jungen Mannes an. Er kommt aus Vodaro und möchte hier bei uns Soldat werden. Bitte sehen Sie zu, was Sie für ihn tun können.«

9

Mantar führte mich sofort in den Palast, der von Mephis und seiner Gefolgschaft bewohnt wurde. »Wir werden uns direkt bei Spehon melden«, sagte er. »Es hat keinen Sinn, mit niedrigen Rängen Zeit zu verschwenden.«

Spehon! Wir gingen zu dem Mann, dem Muso geraten hatte, mich zu töten! Ich war überzeugt, daß der Brief jetzt schon in seinen Händen war.

»Warum gehen wir zu Spehon?« fragte ich nervös.

»Weil er der Leiter der Zani-Garde ist, die auch unsere Geheimpolizei umfaßt. Zerka hat vorgeschlagen, Ihnen einen Posten in der Garde zu verschaffen. Sie haben wirklich Glück, eine solche Gönnerin zu haben! Ohne ihre Protektion wären Sie wahrscheinlich sofort an die Front gekommen, wo es heute nicht mehr so angenehm ist, seitdem sich Muso dieses Carsons bedient, der mit seinem teuflischen Fluggerät durch die Lüfte fliegt und Bomben herabregnern läßt.«

»Er fliegt durch die Luft?« fragte ich und heuchelte Überraschung.

»Wir wissen kaum etwas darüber. Natürlich ist das Ding von allen Leuten an der Front gesehen worden, und einige Gefangene haben uns darüber berichtet – den Namen des Mannes, der darin fliegt und der es Anotar nennt. Aber das war schon alles. Ja, Sie haben wirklich Glück, wenn Sie in die Garde kommen. Als Offizier haben Sie es ziemlich gut, aber Sie müssen natürlich aufpassen. Sie müssen all das hassen, was auch die Zanis hassen, und Sie müssen applaudieren, wenn die Zanis applaudieren, und unter keinen Umständen dürfen Sie so etwas wie Kritik äußern oder eine zweifelnde Haltung einnehmen. Ein unbedachtes Stirnrunzeln ist schon manchem zum Verhängnis geworden.«

»Ich werde sehr vorsichtig sein«, versprach ich ihm.

Der Palast des ehemaligen Jong war großzügig angelegt, aber ich vermochte mich der Schönheit der Gebäude nicht zu erfreuen, glaubte ich doch meinem Verderben entgegenzugehen. Wir wurden schließlich in ein Zimmer geführt und mußten etwa eine halbe Stunde warten, bis man uns in das Büro Spehons eintreten ließ.

Wie fast alle zivilisierten Amtorier war er ein gutaussehender Mann; nur seine Mundwinkel hatten einen zu grausamen Zug, und seine Augen waren ein wenig zu unstet, als daß ich mich in seiner Gegenwart wohl gefühlt hätte. Mantar

und ich begrüßten ihn mit »Maltu Mephis!« und salutierten.

Spehon hob die Hand. »Maltu Mephis! Seien Sie gegrüßt, Mantar! Was führt Sie her?« fragte er barsch.

»Maltu Mephis! Das hier ist Vodo«, erklärte Mantar. »Ich bringe ihn zu Ihnen auf Vorschlag der Toganja Zerka, die für ihn einsteht. Sie empfiehlt ihn zur Aufnahme in die Garde.«

»Aber er ist nicht einmal ein Zani!« wandte Spehon ein.

»Er stammt auch nicht aus Anlap«, sagte Mantar. »Aber er möchte ein Zani werden und unserem Geliebten Mephis dienen.«

»Aus welchem Land kommen Sie?« fragte Spehon.

»Aus Vodaro«, sagte ich.

»Sind Sie atorischer Abstammung?«

»Wenn das der Fall wäre, hätte man mich in Vodaro schon längst umgebracht«, rief ich.

»Und warum?«

»Darf ich fragen, warum in *Ihrem* Lande die Atorier umgebracht werden?«

»Weil sie große Ohren haben!« erwiderte er. »Wir müssen das Blut der Korvaner rein halten!«

»Damit haben Sie Ihre Frage selbst beantwortet!« sagte ich.

»Ausgezeichnet!« rief er. »Schwören Sie, unseren Geliebten Mephis zu ehren, ihm zu gehorchen, notfalls Ihr Leben für ihn zu geben und ihn und die Zani-Partei allem anderen überzuordnen?«

»Ich schwöre es!« sagte ich inbrünstig, nicht ohne vorher insgeheim die Finger gekreuzt zu haben. Dann salutierten wir alle und sagten: »Maltu Mephis!«

»Sie sind jetzt ein Zani!« verkündete er und salutierte. »Maltu Mephis!«

»Maltu Mephis!« sagte ich und salutierte ebenfalls.

»Ich erkenne Sie hiermit zum Tokordogan«, sagte Spehon und salutierte. »Maltu Mephis!«

»Maltu Mephis!« erwiederte ich und salutierte.

Ein Tokordogan ist etwa einem Leutnant vergleichbar, während ein Kordogan auf der Stufe eines Sergeanten steht.

»Sie sind für Vodos Ausbildung verantwortlich«, wandte sich Spehon an Mantar, dann salutierten wir noch einmal und verließen das Büro. Ich atmete erleichtert auf. Offenbar hatte Spehon die Nachricht noch nicht bekommen. Ich hatte vielleicht noch etwas Zeit.

Mantar brachte mich nun in die Offiziersquartiere, wo mir ein fachgerechter Zani-Haarschnitt verpaßt wurde. Anschließend wurde ich mit der Uniform und den Waffen eines regulären Tokordogan der Zani-Garde ausgestattet.

Auf dem Rückweg vom Uniformschneider bemerkte ich einen großen Auflauf vor uns. Menschen drängten sich am Rand der breiten Straße und brüllten etwas, das ich zuerst nicht verstehen konnte, das ich dann aber als einen Singsang aus Maltu-Mephis-Grüßen erkannte. Die Ovationen galten einer Prozession riesiger Gantors.

»Unser Geliebter Mephis kommt«, sagte Mantar. »Wenn er in unserer Nähe ist, müssen Sie salutieren und so laut wie möglich Maltu Mephis rufen, bis er vorbei ist.«

Langsam kam die Prozession näher. Ich sah Männer, die Kopfstände machten und ihrem Herrscher aus voller Kehle huldigten. Nur die Soldaten der Zani-Garde und die Frauen blieben stehen; aber auch sie brüllten so laut sie konnten.

Die Gantors waren außerordentlich reich geschmückt, und in einer der Sänften erblickte ich einen kleinen, unscheinbar wirkenden Mann in der Uniform eines Zani-Kordogar – Mephis. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, aber der Mann schien tatsächlich Angst zu haben, und er blickte nervös von einer Seite zur anderen. Wie ich später

erfuhr, fürchtete er sich nicht ohne Grund vor einem Attentat.

Als die Prozession vorüber war, machte ich Mantar den Vorschlag, ein wenig in der Stadt herumzugehen. Ich sagte ihm, daß ich mir besonders gern im Hafen die Boote anschauen würde. Er war sofort mißtrauisch und fragte mich, was ich dort unten zu suchen hätte.

»Vodaro ist sehr auf das Meer angewiesen, das unsere Hauptnahrungsquelle ist«, erwiderte ich. »Daher sind wir alle mit Booten vertraut. Ich bin natürlich an der Bauweise der Boote in Anlap interessiert. Ich würde mir auch gern eins kaufen, da ich gern segeln fahre und fische.«

Diese Erklärung schien ihn zufriedenzustellen, und er schlug vor, einen Gantor zu nehmen. Unten am Kai wimmelte es von Booten, die zum großen Teil nicht in Benutzung zu sein schienen. Mantar erklärte, daß sie wahrscheinlich Männern gehörten, die zur Zeit an der Front dienten.

»Ob ich mir wohl ein Boot mieten oder kaufen kann?« fragte ich.

»Sie brauchen nichts zu kaufen oder zu mieten«, sagte er. »Sie sind jetzt Mitglied der Zani-Garde und können sich alles nehmen – soweit der Eigentümer nicht selbst zur Garde gehört.« Das war eine ausgezeichnete Regel – für die Zani-Wächter.

Am nächsten Tag begann mein Training, das etwa eine Woche dauerte. In dieser Zeit hörte ich kein Wort von Spehon. Konnte es sein, daß er die Nachricht noch nicht erhalten hatte? Ich wagte es kaum zu hoffen. Vielleicht gedachte er Musos Angebot nicht anzunehmen und hatte daher kein Interesse an meinem Tod. Aber das wäre unlogisch gewesen. Ich wußte ja, wie mißtrauisch und rachsüchtig diese Leute waren, und konnte mir nicht vorstellen, daß mich Spehon weiterleben und gar die Uniform eines Zani-Gardisten tragen ließ. Es blieb mir nichts anderes übrig, als abzuwarten, wie sich die Angelegenheit entwickelte. Rätselhaft blieb sie allemal.

Ich kann nicht behaupten, daß ich an der Gesellschaft der anderen Offiziere viel Freude hatte, von Mantar abgesehen. Während man ihn als Gentleman bezeichnen konnte, handelte es sich bei den meisten anderen um ungebildete, rüpelhafte Burschen, denen die Macht zu Kopf gestiegen war. Sie mißtrauten einander sehr und hatten es natürlich besonders auf Mantar und mich abgesehen, weil wir anders waren als sie.

In dieser Atmosphäre des Mißtrauens und Hasses war es natürlich sehr schwierig für mich, Informationen über die Gefangennahme des unbekannten Königs zu sammeln, in dem ich Mintep vermutete. Eine Flucht im Boot hätte mir

keine große Schwierigkeit bereitet, aber ich mußte zuerst wissen, was es mit meinem Verdacht auf sich hatte. Jedenfalls konnte ich keine direkten Fragen stellen oder ein ungebührliches politisches Interesse bekunden; ich war auf das angewiesen, was ich zufällig aufschnappte.

Zehn Tage waren vergangen, und ich war meinem Ziel noch nicht nähergekommen. Ich machte mir Sorgen wegen Duare. Was mußte sie von mir halten? Hatte ihr Muso die Wahrheit gesagt? War sie gesund? Diese Fragen, auf die es keine Antwort gab, brachten mich fast an den Rand des Wahnsinns, und mehr als einmal war ich versucht, meine selbstgewählte Aufgabe aufzugeben und nach Sanara zurückzukehren. Aber dann dachte ich wieder an die Freude, die ich ihr bereiten konnte, wenn ich ihren Vater befreite, und ich entschloß mich doch zum Bleiben.

Eines Tages bat mich Zerka zu sich, und ich ergriff freudig die Gelegenheit, mich einmal zu entspannen.

Wir begrüßten uns mit dem üblichen »Maltu Mephis!« – ein Gruß, der zwischen uns völlig fehl am Platze schien. Ich hatte schon immer das Gefühl gehabt, Zerka mache sich insgeheim über vieles lustig – besonders über die dummen Zani-Riten.

»Himmel!« sagte sie lachend. »Was für einen hübschen Zani-Wächter Sie abgeben!«

»Mit diesem Haarschnitt?« fragte ich mit schiefem Lächeln.

Sie legte den Finger an die Lippen. »Psst«, sagte sie. »Ich hatte gehofft, daß Sie inzwischen etwas klüger geworden wären.«

»Kann ich mich nicht einmal selbst kritisieren?« fragte ich lachend.

Sie schüttelte den Kopf. »An Ihrer Stelle würde ich nur die Atorier und den Feind in Sanara kritisieren.«

»Aber das tue ich nicht«, sagte ich offen. »In meiner Wel... Heimat würde man mich als unbeschriebenes Blatt bezeichnen.«

»Diesen Ausdruck kenne ich nicht«, sagte sie. »Ist es möglich, daß man in Vodaro eine andere Sprache spricht?«

»O nein, wir sprechen dieselbe Sprache«, versicherte ich ihr.

»Und lesen sie auch?«

»Natürlich.«

»Das habe ich mir gedacht.«

Ich konnte mir nicht denken, warum diese Feststellung für sie von Interesse war, aber ehe ich darauf eingehen konnte, wechselte sie das Thema. »Sie mögen Mantar?« fragte sie.

»O ja, sehr. Es ist nett, einen Gentleman zum Freund zu haben.«

»Seien Sie vorsichtig«, erwiderte sie. »Das ist eine indirekte Kritik. Bei mir brauchen Sie zwar keine Sorgen zu haben, aber man muß immer mit Spionen rechnen. Ich würde vorschlagen, daß wir einen kleinen Ritt unternehmen. Dabei können wir uns offen unterhalten. Mein Gantorführer ist seit seiner Geburt in unserer Familie; auf ihn ist Verlaß.«

Es kam mir etwas seltsam vor, daß sie mich zur offenen Aussprache aufforderte, nachdem sie mich vorher eindringlich gewarnt hatte, meine Zunge zu hüten.

»Ich bin sicher«, erwiderte ich, »daß die ganze Welt hören kann, was ich zu sagen habe. Ich bin hier sehr glücklich.«

»Das freut mich zu hören.«

»Ich habe gelernt den Mund zu halten. Es überrascht mich, daß ich überhaupt noch reden kann.«

»Aber Sie unterhalten sich doch offen mit Mantar?«

»Nein, auch mit ihm spreche ich nur über offizielle Dinge.«

---

»Aber Mantar können Sie voll vertrauen! Sie können mit ihm alles bereden; er würde Sie niemals verraten.«

»Warum?« fragte ich direkt.

»Weil Sie *mein* Freund sind«, erwiderte sie.

»Ich weiß Ihre Freundschaft zu schätzen und bin sehr dankbar dafür. Ich hoffe nur, daß ich Ihnen meine Schuld eines Tages zurückzahlen kann.«

»Vielleicht haben Sie dazu einmal Gelegenheit, wenn ich Sie besser kenne.«

Ein Gantor wurde in den Palasthof gebracht, und wir kletterten hinauf. Diesmal war ich mit Zerka und dem Tierführer allein.

»Wohin wollen wir?« fragte Zerka.

»Irgendwohin. Ich würde mir gern einige öffentliche Gebäude der Stadt ansehen.« Ich hoffte nun endlich die Lage des Gap kum Rov herauszufinden, in dem der geheimnisvolle König gefangengehalten wurde. Ich hatte niemanden danach zu fragen gewagt und gedachte auch Zerka damit nicht zu belasten. Trotz ihrer Beteuerungen wollte ich lieber den Mund halten. Dem äußersten Anschein nach war sie eine offene und aufrichtige Frau, der wirklich an einer Freundschaft zu mir gelegen war, aber ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß sie damit

einen bestimmten Zweck verfolgte. Vielleicht war sie doch eine Spionin.

Sie gab dem Führer Anweisungen und lehnte sich bequem zurück. »Jetzt müssen wir uns mal richtig aussprechen«, sagte sie. »Wir wissen eigentlich recht wenig voneinander.«

»Ich habe mir viel Gedanken über Sie gemacht«, sagte ich. »Sie sind eine wichtige Persönlichkeit und verschwenden Ihre Zeit mit einem völlig Fremden.«

»Ich habe nicht das Gefühl, meine Zeit zu verschwenden«, sagte sie. »Freunde zu gewinnen ist niemals Zeitverschwendungen. Ich habe im Grunde sehr wenige Freunde. Der Krieg hat sie mir fast alle genommen – und auch meinen Mann. Seither ist mein Leben recht... nutzlos gewesen, fürchte ich. Aber erzählen Sie mir doch von sich und Ihrem Volk.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Wir sind ein einfaches Volk, und ich bin sicher, daß Sie sich nicht dafür interessieren.«

»Ich interessiere mich sogar sehr dafür. Berichten Sie, wie Sie hierhergekommen sind.«

Ich war in einer wenig beneidenswerten Lage. Vor allem hatte ich das Gefühl, kein guter Lügner zu sein – ganz abgesehen davon, daß Zerka über Vodaro wahrscheinlich mehr wußte als ich. Wenn ich ihr zu viele Lügen auftischte, mußte ich mich

hinterher an zu viele Einzelheiten erinnern, und mein Gedächtnis war sowieso schon ziemlich angespannt. Ich wußte nicht einmal mehr genau, wo mein angebliches Heimatland lag.

Es half nichts – ich mußte Zerkas Frage beantworten, und meine Reise nach Amlot mußte ich so gestalten, daß sie nicht nachgeprüft werden konnte.

»Einer unserer Händler hatte ein kleines Schiff gechartert und es mit Pelzen beladen, die er im Ausland gegen andere Waren einzuhandeln hoffte. Wir segelten einen Monat lang nach Norden und sichteten schließlich die Küste Ihres Landes. Aber ehe wir anlegen konnten, überraschte uns ein Sturm, und ich wurde als einziger Überlebender an die Küste gespült. Ein freundlicher Bauer nahm mich auf und pflegte mich gesund. Er sagte mir, daß ich auf dem Kontinent Anlap und im Königreich Korva wäre und berichtete mir auch von dem Krieg. Mit seinem Karren, auf dem er Gemüse und Heu transportierte, brachte er mich schließlich ans Stadttor. Das übrige habe ich Ihnen schon erzählt.«

»Und wie hieß der freundliche Bauer?« fragte Zerka. »Er hätte eine Belohnung verdient.«

»Ich weiß seinen Namen nicht.«

Sie blickte mich derart ungläubig an, daß ich mich schon durchschaut glaubte. Aber vielleicht war auch nur mein schlechtes Gewissen dafür verantwortlich. Jedenfalls wechselte sie das Thema, was ich dankbar zur Kenntnis nahm.

Als wir uns einer der Hauptstraßen näherten, sah ich Männer auf den Köpfen stehen, die »Maltu Mephis!« schrien. Andere salutierten und wiederholten den Standardgruß.

»Unser Geliebter Mephis ist unterwegs«, sagte ich.

Sie warf mir einen schnellen Seitenblick zu, doch ich blieb völlig ernst.

»Ja«, sagte sie. »Draußen vor der Stadt findet eine Truppenparade statt. Neue Bataillone gehen zur Front. Hätten Sie Interesse, sich das einmal anzuschauen?«

Ich bejahte diese Frage, und so reihte sich unser Gantor hinter Mephis' Prozession ein und folgte ihr auf das Paradefeld. Hier war eine kleine Armee angetreten. Als die Rufe und das Geschrei verstummt waren, ließ Mephis ein Trompetensignal geben. Daraufhin teilten sich die Truppen in Kolonnen auf, die am Herrscher vorbeimarschierten.

Als die erste Kompanie noch etwa hundert Meter von Mephis entfernt war, änderte sie ihren Tritt. Wie ein Mann machten die Soldaten drei Schritte vorwärts,

hüpften einmal auf dem linken Fuß, machten weitere drei Schritte, sprangen senkrecht etwa sechzig Zentimeter in die Höhe und wiederholten das Manöver. Sie verfielen erst wieder in eine normale Gangart, als sie Mephis passiert hatten. Ihr Maltu-Mephis-Singsang war während der Vorstellung weitergegangen.

»Ist das nicht sehr eindrucksvoll?« fragte Zerka und blickte mich an, als wollte sie sich meine Reaktion nicht entgehen lassen.

»Sehr eindrucksvoll«, sagte ich.

»Dieser Marschschritt ist eine Neuerung, die von unserem Geliebten Mephis eingeführt wurde.«

»Das hatte ich auch nicht anders angenommen«, erwiderte ich.

## 10

Das Zusammensein mit Zerka machte mir Freude. Wir aßen in dem Restaurant, in dem wir uns kennengelernt hatten, gingen in eines der Theater Amlots und kehrten schließlich früh am Morgen nach Hause zurück. Zerka bat mich noch zu einem kleinen Imbiß herein. Aber obwohl wir uns gut verstanden, war es uns nicht gelungen, mehr voneinander zu erfahren. Auch wußte ich noch immer nicht, wo das Gap kum Rov lag. Dennoch wäre der Tag sogar sehr angenehm gewesen, wenn mich nicht die Sorge um Duare bedrückt hätte.

Ein Wort noch zu den Theatern – auf den etwa hundert Bühnen der Stadt wurde das gleiche Stück gezeigt, welches das Leben des Mephis beschrieb. Zerka erzählte mir, daß es hundertundneun Perioden umfaßte, die jeweils eine Abendvorstellung ausmachten. Es war für alle Bürger Pflicht, mindestens einmal in zehn Tagen ins Theater zu gehen. Das Stück lief schon seit über einem Jahr.

Am nächsten Tag bekam ich eine Abteilung Soldaten zugeteilt und erhielt den Befehl, mich am Gap kum Rov zu melden. So einfach war das.

Tagelang hatte ich mich bemüht, das Gefängnis ausfindig zu machen, und jetzt wurde ich einfach in offiziellem Auftrag dorthin geschickt. Was ich dort sollte, und ob ich dort bleiben würde, wußte ich nicht. Ich mußte mich bei einem gewissen Torko, dem Leiter des Gefängnisses, melden.

Mein Trupp bestand aus elf Männern, zu denen ein Kordogan gehörte. Ihm befahl ich, die Männer zum Gefängnis zu bringen. Auf diese Weise brauchte ich nicht zu erkennen zu geben, daß ich unser Ziel nicht kannte. Wie es sich herausstellte, befand sich das Gefängnis auf einer kleinen Insel in der Bucht, kaum hundert Meter von der Küste entfernt. Ich hatte das Gebäude schon mehrmals wahrgenommen, ohne zu ahnen, daß es sich dabei um das gefürchtete Gap kum Rov handelte. Am Kai bestiegen wir ein kleines Boot, das dem Gefängnis gehörte, und standen bald vor dem großen Tor. Die Tatsache, daß wir zur Zani-Garde gehörten, verschaffte uns sofort Zutritt, und wenig später stand ich Torko gegenüber. Er war ein riesiger Mann mit einem brutalen Gesicht. Er war feindselig und grob. Ich spürte sofort, daß er mich nicht mochte, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte.

»Ich habe dich noch nie gesehen!« knurrte er, nachdem ich mich vorgestellt hatte. »Warum hat man mir nicht einen geschickt, den ich kenne? Was weißt *du* schon, wie man ein Gefängnis leitet!«

»Nichts«, sagte ich. »Ich habe mich nach dieser Aufgabe nicht gedrängt, aber wir beide müssen uns wohl damit abfinden.«

Er grunzte etwas Unverständliches und begann mich dann in seinem Reich herumzuführen. Zunächst öffnete er eine Tür in der Rückwand seines Büros, steckte den Kopf in eine Wachstube voller Zani-Gardisten und befahl den Soldaten, meine Leute vom Hof zu holen. Dann führte er mich durch eine andere Tür in einen langen dunklen Gang, von dem auf beiden Seiten große Käfige abgetrennt waren. Hinter den Gittern waren mehrere hundert Gefangene eingepfercht, von denen viele in schlechter körperlicher Verfassung waren.

»Diese Mistals«, erklärte mir Torko, »haben unseren Geliebten Mephis oder die Helden der Zani-Garde mißachtet. Sie haben kein Erbarmen verdient.«

Am Ende des Korridors führte er mich über eine Treppe ins zweite Stockwerk. Hier befanden sich zwei Reihen Einzelzellen, die jedoch bis zu drei Gefangene enthielten.

»Das sind die Verräter«, sagte Torko. »Sie warten auf ihre Prozesse. Eigentlich haben wir kaum genug Platz, und da wir täglichen Nachschub bekommen, müssen wir immer welche 'rausnehmen und erschießen. Natürlich erhalten sie vorher Gelegenheit zu gestehen. Wenn sie das tun, ist

natürlich kein Prozeß nötig. Wenn nicht, werden sie trotzdem erschossen, weil sie den Lauf der Justiz aufgehalten haben.«

»Sehr einfach«, bemerkte ich.

»Ja«, sagte er, »und auch sehr fair. Meine Idee.«

»Unser Geliebter Mephis weiß schon, wen er sich zu seinen Helfern erwählt.«

Er schien sich über dieses Kompliment sehr zu freuen, denn er lächelte sogar. Es war das erstemal, daß ich ihn lächeln sah, und ich hoffte, daß er dieses Bedürfnis nicht noch einmal verspürte.

»Vielleicht habe ich mich in Ihnen getäuscht«, sagte er. »Sie reden wie ein kluger Kopf. Wir kommen sicher gut aus. Stehen Sie unserem Geliebten Mephis sehr nahe?«

»Das tue ich leider nicht«, erwiderte ich. »Ich diene ihm nur.«

»Aber Sie müssen doch wen kennen...« In diesem Augenblick entdeckte er den Ring, den ich – da er mir zu klein war – um den Hals trug. »Ich hab's doch gewußt! Sie sind mit der Toganja Zerka befreundet! Mann, Sie sind ein Glückspilz!«

Ich schwieg, da ich keine Lust verspürte, mit diesem Ungeheuer über Zerka zu sprechen, aber er ließ sich nicht vorn Thema abbringen.

»Es war klug von ihr, sich auf die Seite der Zanis zu schlagen, obwohl von ihresgleichen viele umgekommen sind. Wie man hört, hat Mephis unbegrenztes Vertrauen in sie und holt manchmal ihren politischen Rat ein. Sie hat auch eine ganze Menge guter Ideen verwirklichen lassen – sie hat angeregt, die Zani-Wächter durch die Stadt patrouillieren zu lassen und alle Bürger durchzuprügeln, die sich nicht ausweisen können. Das Theaterstück über unseren Geliebten Mephis war ebenfalls ihre Idee. Sie hat auch das Kopfstehen der Bürger eingeführt und den Ausdruck ‚Geliebter Mephis‘ geprägt. O ja, Mephis verdankt ihr viel.«

Seine Worte waren interessant für mich. Ich hatte das Gefühl gehabt, daß es Zerka nicht ganz ehrlich meinte, wenn sie Mephis huldigte. Ich hatte sogar an ihrer Loyalität gegenüber der Zani-Bewegung gezweifelt. Ich wußte jetzt nicht mehr, was ich glauben sollte, und beglückwünschte mich, daß ich mich ihr nicht anvertraut hatte. Ich war ein wenig traurig und kam mir um eine Illusion ärmer vor.

»Könnten Sie nicht ein gutes Wort für mich bei der Toganja einlegen?« fragte Torko.

»Warten wir ein Weilchen, bis ich Sie besser kenne«, sagte ich, »dann werde ich wissen, was ich der Toganja berichten kann.« Das war fast schon Erpressung, aber ich hatte keine Gewissensbisse.

»Sie werden nur Gutes über mich berichten können. Wir kommen sicher gut miteinander aus. Jetzt bringe ich Sie in den Gerichtssaal und zeige Ihnen die Zellen, in denen unser Geliebter Mephis seine Lieblingsgefangenen hat.«

Er führte mich in den dunklen Keller und in einen großen Raum, an dessen Stirnseite ein langer Tisch verlief, hinter dem einige Stühle standen. An der Seite erstreckten sich Bänke, die offensichtlich für die Zuschauer bestimmt waren. Die Einrichtung bestand im übrigen aus einer Anzahl der entsetzlichsten Foltergeräte, die sich ein Menschenhirn nur ausdenken konnte.

Torko hob stolz den Arm. »Das sind meine kleinen Lieblinge«, sagte er. »Viele habe ich selbst erfunden. Glauben Sie mir – mancher Gefangene wirft nur einen Blick darauf und gesteht sofort. Aber dadurch lassen wir uns natürlich nicht aufhalten.«

»Die Gefangenen werden gefoltert, auch wenn sie gestanden haben?«

»Gewiß – es wäre doch schade, die teuren Vorrichtungen ungenutzt herumstehen zu lassen.«

»Das ist logisch«, erwiderte ich. »Es besteht kein Zweifel – Sie sind ein vollkommener Zani.«

»Und Sie sind ein Mann von großer Intelligenz, mein Freund Vodo. Kommen Sie mit – ich zeige Ihnen ein paar interessante Leute.«

Er führte mich in einen dunklen Korridor, der auf der anderen Seite der Folterkammer begann. Die kleinen Zellen waren kaum erleuchtet, und es war so dunkel, daß ich die Gesichtszüge der Gefangenen nicht erkennen konnte, die sich meistens in die entferntesten Ecken ihrer Zellen preßten. Viele bargen auch ihr Gesicht in den Händen und schienen unsere Anwesenheit gar nicht zu spüren. Einer stöhnte, und ein anderer kreischte.

Anschließend führte mich Torko durch einen dunklen Gang in einen Raum, in dem es ekelerregend stank.

»Hier verbrennen wir die Leichen«, verkündete Torko und deutete auf eine große Feuerstelle. »Vorsicht – treten Sie nicht auf diese Falltür. Sie ist nicht richtig befestigt. Hier werfen wir die Asche in die Bucht. Wenn die Tür unter Ihnen nachgäbe, würden Sie im Wasser landen.«

Die folgenden Tage waren ein Lehrgang in Unmenschlichkeit, wie ich ihn niemand wünschen möchte; schließlich nahm Torko seinen Urlaub, und ich übernahm die Gefängnisleitung.

In dieser Zeit versuchte ich den Gefangenen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Ich gestattete ihnen, die Zellen und sich selbst zu säubern, und versorgte sie ausreichend mit Nahrung. In meiner Amtszeit gab es auch keine »Prozesse« und Hinrichtungen – mit einer

Ausnahme, die von oben angeordnet wurde, von Mephis persönlich.

Eines Tages erhielt ich gegen Mittag Nachricht, daß uns Mephis in etwa zwei Stunden aufsuchen würde. Da ich dem Diktator noch nicht begegnet war und keine rechte Vorstellung hatte, wie ich ihn empfangen mußte, steckte ich in der Klemme. Ich wußte, daß der kleinste Fehler meinen sofortigen Tod zu Folge haben konnte. Schließlich fiel mir ein, daß ich meinen Kordogan um Rat fragen konnte, der mir sein Wissen auch gern zur Verfügung stellte.

Rechtzeitig nahm ich mit meinen Männern am Kai Aufstellung, und als Mephis mit seinem Gefolge anlegte, salutierten wir und brüllten »Maltu Mephis!« so laut wir konnten. Er begrüßte mich mit herablassender Jovialität.

»Ich habe von Ihnen gehört«, sagte er. »Wenn Sie ein Protege der Toganja Zerka sind, müssen Sie ein guter Zani sein.«

»Es gibt nur einen guten Zani«, erwiderte ich.

Mephis, der das auf sich bezog, lächelte geschmeichelt und ließ sich in den Keller führen. Er ließ sich nur von zwei Männern aus seiner Gefolgschaft begleiten, von denen einer sein derzeitiger Liebling war – ein weibischer Mann, der mit Schmuck behängt war.

Als wir den Korridor mit den Zellen erreichten, befahl mir Mephis, ihm die Zelle Kords, des früheren Jong von Korva zu zeigen.

»Torko hat mir die Namen der Gefangenen nicht mitgeteilt«, sagte ich entschuldigend. »Er sagte, es wäre Ihr Wunsch gewesen, daß sie namenlos blieben.«

Mephis nickte. »Richtig. Aber natürlich muß der amtierende Gefängnisleiter seine Gefangenen kennen!«

»Sie möchten mit mir sprechen?« tönte eine Stimme aus einer Zelle.

»Das ist er«, sagte Mephis. »Schließen Sie auf.«

Kord war noch immer ein eindrucksvoller Mann, obwohl die lange Gefangenschaft nicht spurlos an ihm vorübergegangen war. »Was wollen Sie von mir?« fragte er schlicht. Kein »Malte Mephis!« und kein unterwürfiges Gehabe. Noch immer war Kord der Jong dieses Landes. Sichtlich verwandelte sich Mephis in den kleinen unbedeutenden Mann zurück, der er einmal gewesen war. Er schien das selbst zu spüren, denn er begann nervös zu werden.

»Bringen Sie den Gefangenen in den Gerichtssaal!« brüllte er mich an, machte auf dem Absatz kehrt und ging mit seinen Begleitern voran.

Ich berührte Kord vorsichtig am Arm. »Kommen Sie«, sagte ich.

Es war ihm anzumerken, daß er damit gerechnet hatte, gewaltsam in den Gerichtssaal gebracht zu werden. Als ich ihn jetzt vorsichtig führte, blickte er mich überrascht an. Ich bemitleidete diesen Mann, der einmal ein großer Jong gewesen war und der sich jetzt von einem Unwürdigen wie Mephis herumkommandieren lassen mußte. Ich fürchtete, daß er vor meinen Augen gefoltert wurde, und wußte nicht, wie ich das überstehen konnte, ohne dazwischenzufahren. Nur meine Oberzeugung, daß mein Einschreiten weder mir noch Kord genützt hätte, bewog mich, das Gesicht zu wahren.

Als wir den Gerichtssaal betraten, hatten sich Mephis und seine Helfer bereits hinter der Richterbank niedergelassen. Eine volle Minute lang saß der Diktator schweigend da und ließ seinen unsteten Blick durch den Raum schweifen, ohne Kord oder mich direkt anzusehen. Endlich sagte er:

»Sie sind ein mächtiger Jong gewesen, Kord. Sie können wieder Jong sein. Ich bin heute gekommen, um Ihnen Ihren Thron anzubieten.«

Er wartete, aber Kord schwieg. Regungslos stand er vor dem Richtertisch und blickte Mephis offen an – jeder Zoll ein König. Seine Haltung irritierte den kleinen Mann sichtlich.

»Ich habe gesagt, ich gebe Ihnen den Thron zurück, Kord«, wiederholte Mephis. »Sie brauchen nur dieses Dokument zu unterzeichnen. Es wird das sinnlose Blutvergießen in Korva beenden.«

»Und wie lautet der Text?«

»Es handelt sich um einen Befehl an Muso, die Waffen niederzulegen, weil Sie als König wieder eingesetzt sind und Frieden in Korva eingekehrt ist.«

»Das ist alles?«

»Praktisch alles«, erwiderte Mephis. »Ich habe hier nur ein zweites Dokument, das durch Ihre Unterschrift den Frieden in Korva sichern wird – eine Anweisung, durch die ich zum Ratgeber des Jong ernannt werde, mit Vollmachten, in Notfällen an seiner Stelle zu handeln. Sie ratifiziert auch alle Gesetze, die von der Zani-Partei seit ihrer Machtergreifung erlassen wurden.«

»Ich soll also meine wenigen treuen Untertanen in die Gewalt Mephis' geben«, sagte Kord. »Das lehne ich natürlich ab.«

»Einen Augenblick!« schnappte Mephis. »Sie sollten sich Ihre Entscheidung überlegen. Wenn Sie sich weigern, werden Sie als Verräter angesehen und entsprechend behandelt.«

»Indem ich ermordet werde?«

»Nein, hingerichtet«, berichtigte ihn Mephis.

»Ich weigere mich trotzdem.«

Wutentbrannt sprang Mephis auf. »Dann stirb, du Narr!« brüllte er, zog seine Pistole und erschoß den wehrlosen Mann. Lautlos sank Kord, König von Korva, zu Boden.

## 11

Auf meiner Runde durch das Gefängnis begann ich am nächsten Tag einige Gefangene über die Verbrechen auszufragen, die ihnen vorgeworfen wurden. Dabei ergab sich, daß viele ihre Meinung über Mephis und die Zanis zu freimütig geäußert hatten und durch falsche Freunde verraten worden waren. Viele kannten die Anklage überhaupt nicht, die gegen sie erhoben wurde, und viele waren hier, weil irgendein Zani-Wächter einen Groll gegen sie hegte. Diese Erkundigungen zog ich bei den Gefangenen im Erdgeschoß ein; mein Interesse galt aber eigentlich dem dunklen Korridor im Keller, wo ich Mintep vermutete. Ich hatte es nicht gewagt, mein Interesse an diesem Gefangenen zu bekunden, um mich nicht verdächtig zu machen. Ich wußte, daß es auch unter den Gefangenen Verräter gab, die sich manchmal die Freiheit damit verdienten, daß sie ihre Mitgefangenen bespitzelten. Torko hatte mir gesagt, daß ich die Namen der Gefangenen im Keller nicht zu wissen brauchte; aber ich war entschlossen festzustellen, ob Mintep dazu gehörte. Ich legte mir schließlich einen Plan zurecht, mit dem ich mein Ziel zu erreichen hoffte.

Nicht ohne Mühe zimmerte ich mir einige schlechte Verse auf amtorisch zurecht, die ich zu einer Melodie sang, die zur Zeit meiner Abreise in Amerika populär gewesen war. Mit dem Text meines Liedes wollte ich Mintep veranlassen, sich zu erkennen zu geben.

Um einen Verdacht gar nicht erst aufkommen zu lassen, sang ich dieses Lied von morgens bis abends – zuerst aber nur in den oberen Stockwerken. Mein Kordogan und einige andere Soldaten interessierten sich dafür, und ich erklärte, daß ich seine Bedeutung und Herkunft nicht kannte und daß mir die Worte nichts sagten. Ich sänge es nur, weil mir die Melodie gefiele.

Aber meine Vorbereitungen erstreckten sich nicht nur auf das Dichterische. Für das Gefängnis gab es einen Hauptschlüssel, der mir von Torko bei seiner Abreise übergeben wurde. Schon am nächsten Tag brachte ich ihn in die Stadt und ließ mir zwei Nachschlüssel machen. Ich hatte zu der Zeit noch keinen konkreten Plan, doch sie konnten mir die Befreiung Minteps erleichtern, wenn ich ihn wirklich im Gefängnis finden würde.

Sie können sich kaum vorstellen, mit welcher Vorsicht ich diese Vorbereitungen treffen mußte, um nicht unnötig auf mich aufmerksam zu machen. Ich durfte mir niemanden zum Feind machen und keines Mannes Neid erregen – jeder Bürger war

ein potentieller Spion. Und doch mußte ich mich beeilen, denn täglich drohte mir Gefahr durch Spehon, der die Botschaft vielleicht doch noch in die Hände bekam. Wer hatte den Brief nur gestohlen? Warum hatte der Unbekannte noch keinen Gebrauch davon gemacht?

Ich hatte es mir angewöhnt, allein durch das Gefängnis zu wandern und die Zellen, die Wachstube, den Gerichtssaal und die Küche zu inspizieren, und so konnte es niemanden überraschen, mich zu ungewöhnlicher Stunde an einem ungewöhnlichen Ort vorzufinden. Dabei summte oder sang ich fast ständig vor mich hin.

Am Tage vor Torkos Rückkehr entschloß ich mich zum Handeln. Wieder einmal ging ich singend durch das Gefängnis, stieg diesmal auch in den Keller hinab, ging durch den Gerichtssaal und betrat schließlich den verbotenen Korridor. Hier sang ich die beiden Verse, die Minteps Aufmerksamkeit erwecken und ihn nach Möglichkeit zu einer Reaktion veranlassen sollten:

»Entführt aus der Heimat,

Vom Vater ersehnt,

Duare, sie lebt,

In Freiheit Sie wähnt.

Ein Wort nur, ein Zeichen,

Mehr braucht sie nicht hier.

Wenn Sie sind,

Vertrauen Sie mir.«

Zwischendurch sang ich andere Verse oder summte nur vor mich hin, aber am Ende des Ganges wiederholte ich die beiden wesentlichen Strophen. Als ich mich den letzten Zellen näherte, sah ich einen Mann, der sich an die Stäbe seiner Zelle preßte. Im Halbdunkel konnte ich sein Gesicht nicht deutlich erkennen, aber als ich dicht an ihm vorüberkam, flüsterte er: »Hier.« Ich merkte mir seine Zelle und setzte meinen Rundgang fort.

Ich arbeitete in Torkos Büro direkt neben der Wachstube, und als ich dorthin zurückkehrte, erwartete mich mein Kordogan mit einigen neuen Gefangenen. Zu meinen Pflichten gehörte die Neuankömmlinge zu verhören und in Zellen unterzubringen, wobei sich ein Schreiber Aufzeichnungen machte. Es wurde von mir erwartet, daß ich die Gefangenen mißhandelte und beleidigte.

Heute waren es drei, und als sie vor mir aufgereiht standen, erkannte ich zu meinem Entsetzen Horjan, den Bruder Ladas'. Auch er schien mich wiederzuerkennen.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Horjan«, erwiderte er.

»Warum bist du hier?«

»Vor einiger Zeit habe ich einen Fremden gemeldet, der sich in meinem Haus versteckte. Als die Garde kam, war der Mann verschwunden, und man war sehr ärgerlich auf mich. Ein Nachbar, dem ich von der Sache erzählt hatte, hat mich heute angezeigt und behauptet, ich hätte mit dem Mann unter einer Decke gesteckt und die Sache nur gemeldet, weil ich fürchtete, er würde mich sonst anzeigen. Er sagte, daß der Mann ein Spion aus Sanara wäre und sich noch immer in der Stadt aufhielte.«

»Wie will er wissen, daß der Mann noch immer in der Stadt ist?« fragte ich.

»Er sagt, er hätte ihn gesehen – und zwar *in der Uniform eines Offiziers der Zani-Garde!*«

Ich wußte, daß mich Horjans Freund nicht gesehen hatte und daß mir Horjan auf diesem Wege nur zu verstehen geben wollte, er habe mich erkannt.

»Es wäre bedauerlich, wenn dein Freund einen Meineid schwören würde, um einen Offizier der Zani-Garde zu belasten«, erwiderte ich. »Wenn das der Fall wäre, müßte man ihn foltern. Aber es wäre vielleicht ratsam, deinen Freund zu fragen, ob der

den Fremden in deinem Haus wirklich gesehen hat und ob er ihn beschreiben kann.«

Horjan wurde bleich. Er erkannte, daß er einen Fehler gemacht hatte, und er war entsetzt. Er wußte, daß sein Freund mich nicht zu Gesicht bekommen hatte und mich also auch nicht beschreiben konnte.

»Ich hoffe, daß ihn das nicht in Schwierigkeiten bringt«, fuhr ich fort. »In Amlot wird viel zu viel geredet, und es wäre besser, wenn manche Leute ihren Mund hielten.«

»Ja«, erwiderte Horjan schüchtern. »Sie können versichert sein, daß ich niemals reden werde.«

Ich hoffte, daß das kein leeres Geschwätz war. Jedenfalls wurde es langsam Zeit, Amlot zu verlassen. Nachdem ich nun endlich Mintep gefunden hatte, war das allerdings keine ganz einfache Sache.

Am nächsten Morgen kehrte Torko zurück, und ich wurde ausgeschickt, um in dem Stadtviertel, das von den Wissenschaftlern und Gelehrten bewohnt wurde, eine Verhaftung vorzunehmen. Da die Atorier einen Hang zur Wissenschaft hatten, hatten viele von ihnen hier gelebt, und soweit sie noch am Leben waren, fristeten sie in abgetrennten Straßenzügen ein mehr als kärgliches Dasein. Das Viertel war früher einmal sehr schön gewesen, da Gelehrte und Wissenschaftler unter der

Herrschaft Kords in hohem Ansehen gestanden hatten. Aber das war unter den Zanis ins Gegenteil umgeschlagen. Die wenigen Menschen, die uns auf der Straße begegneten, sahen schäbig und unterernährt aus.

Wir erreichten schließlich das Haus meines Opfers, und ich trat mit zwei Männern ein, während ich die anderen draußen warten ließ. Als ich den Hauptraum erreichte, den man vielleicht als Wohnzimmer bezeichnen konnte, sah ich eine Frau, die hastig hinter einigen Vorhängen im Hintergrund verschwand. Sie war nicht schnell genug, und zu meiner Überraschung erkannte ich Zerka.

Ein Mann und eine Frau erhoben sich und blickten mich an. Beide wirkten überrascht, und die Frau hob ängstlich die Hand. Sie waren sympathisch und machten einen sehr intelligenten Eindruck.

»Sie sind Narvon?« wandte ich mich an den Mann.

»Ja, ich bin Narvon. Was wollen Sie von mir?«

»Ich habe den Befehl, Sie zu verhaften«, sagte ich.  
»Sie müssen mich sofort begleiten.«

»Wessen klagt man mich an?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, erwiederte ich.

Traurig wandte er sich der Frau zu, um sich von ihr zu verabschieden, und als er sie umarmte und küßte, begann sie zu weinen. Verzweifelt versuchte er sie zu trösten.

Der Kordogan in meiner Begleitung trat vor und packte ihn grob am Arm. »Los, los!« brüllte er. »Denkst du, wir warten hier den ganzen Tag, während ihr dreckigen Verräter herumheult?«

»Lassen Sie die beiden in Frieden!« befahl ich. »Sie sollen sich richtig verabschieden!«

Er blickte mich ärgerlich an und zog sich zurück. Er stand heute zum erstenmal unter meinem Kommando und kannte mich noch nicht. »Dann werde ich eben das Haus durchsuchen«, sagte er trotzig.

»Sie werden nichts dergleichen tun! Sie bleiben hier und gehorchen meinen Befehlen!«

»Aber haben Sie die Frau denn nicht gesehen, die da nach hinten verschwunden ist?«

»Natürlich habe ich sie gesehen!«

»Und wollen wir sie nicht stellen?«

»Nein«, erwiderte ich. »Ich habe Anweisung, diesen Mann zu verhaften. Von einer Durchsuchung des Hauses oder einem Verhör war nicht die Rede. Ich folge meinen Befehlen und empfehle Ihnen das gleiche.«

Er knurrte etwas Unverständliches und schwieg.

Als er auf dem Rückweg einmal außer Hörweite war, flüsterte ich unserem Gefangenen zu: »Die Frau, die das Zimmer verließ, als wir Ihr Haus betraten – war das eine gute Freundin von Ihnen?«

Er starrte mich überrascht an und zögerte ein wenig zu lange mit seiner Antwort. »Nein«, erwiderte er. »Sie kam nur eine halbe Minute vor Ihnen herein, und ich weiß nicht, was sie wollte. Sie hat sich wahrscheinlich in der Adresse geirrt. Ihr Eintritt machte sie natürlich nervös, denn heutzutage ist es sehr oft gefährlich, einen Fehler zu machen. Man verliert sehr leicht seinen Kopf dabei.«

Ich nickte schweigend.

»Sie sind ein seltsamer Zani«, fuhr er fort. »Sie verhalten sich, als wären Sie mein Freund.«

»Vergessen Sie's!« sagte ich.

Im Gefängnis musterte Torko seinen neuen Gefangenen erfreut. »Du bist also der große Gelehrte Narvon!« schnaubte er. »Du hättest bei deinen Büchern bleiben und keine Rebellion anzetteln sollen. Wer sind deine Komplicen?«

»Ich habe kein Verbrechen begangen und hatte also auch keine Komplicen.«

»Morgen hast du sicher ein besseres Gedächtnis!« schnappte Torko. »Unser Geliebter Mephis wird

deinen Prozeß persönlich leiten, und du wirst bald die Wahrheit sagen – wie alle Verräter. Bringt Sie ihn in den Keller, Vodo, und melden Sie sich wieder bei mir.«

Narvon erbleichte, als ich ihn durch den Raum mit den Foltergeräten führte.

»Sie werden doch Ihre Freunde nicht verraten?« fragte ich.

Er schauderte. »Ich weiß es nicht«, sagte er leise. »Ich kann keinen Schmerz ertragen. Ich weiß nicht, was ich tun werde – ich weiß nur, daß ich schreckliche Angst habe!«

Auch ich hatte Angst – Angst um Zerka. Ich konnte mir dieses Gefühl nicht erklären; immerhin war sie mir als überzeugte Zani geschildert worden. Vielleicht lag es daran, daß sie vor uns geflohen war und daß Narvon sie gedeckt hatte.

Als ich in Torkos Büro eintrat, kam mir der Kordogan entgegen, der mich bei der Verhaftung begleitet hatte.

»Ich habe nichts Gutes über Ihr Verhalten während meiner Abwesenheit gehört«, sagte Torko, als wir allein waren.

»Das ist seltsam«, erwiderte ich. »Es sei denn, ich hätte mir hier einen Feind gemacht. Der würde natürlich alles mögliche über mich verbreiten.«

»Die Informationen stammen aus mehreren Quellen. Wie ich höre, sind Sie mit den Gefangenen sehr weich umgegangen.«

»Ich war jedenfalls nicht grausam, wenn Sie das meinen.«

»Und heute haben Sie ein Haus nicht durchsucht, das einem Verräter gehört – ein Haus, in dem sich außerdem eine Frau versteckte!«

»Man hatte mir nicht befohlen, das Haus zu durchsuchen oder ein Verhör durchzuführen«, sagte ich heftig. »Ich wußte auch nicht, daß der Mann ein Verräter war. Man hatte mir sein Vergehen nicht mitgeteilt!«

»Technisch gesehen haben Sie recht«, lenkte er ein. »Aber Sie müssen mehr Initiative entwickeln. Niemand wird verhaftet, der nicht eine Bedrohung für den Staat darstellt. Solche Leute verdienen keine Gnade. Wie ich außerdem höre, haben Sie auf dem Rückweg laufend mit dem Gefangenen geflüstert!«

»Und darf ich nicht mit dem Gefangenen sprechen? Der Kordogan mag mich nicht, weil ich ihn zurechtgewiesen habe, und er wird jetzt aufsässig. Das werde ich mir nicht gefallen lassen!«

»Je weniger man spricht, desto besser«, sagte er.

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Die Wand des Mißtrauens, die mich umgab, wuchs langsam

höher. Jetzt war es nicht nur Horjan, der mich im Verdacht hatte. Wenn ich fliehen wollte, mußte ich schnell handeln. Zu viele Leute saßen auf dem Sprung, Anklage gegen mich zu erheben. Außerdem durfte ich Musos Brief nicht vergessen. Ich bat also um Erlaubnis, am nächsten Tage zum Fischen zu fahren, und da Torko frischen Fisch mochte, gestattete er mir den Ausflug.

»Aber Sie dürfen erst fahren, wenn unser Geliebter Mephis das Gefängnis wieder verlassen hat. Vielleicht brauchen wir Sie noch.«

Am nächsten Tag fand die Verhandlung statt, an der ich formell teilnahm. Wir standen Spalier vor den Tischen, hinter denen Mephis, Spehon und Torko saßen. Die Zuschauerbänke waren bis auf den letzten Platz mit Zani-Prominenz besetzt.

Als Narvon hereingebracht wurde, stellte ihm Mephis nur eine Frage: »Wer waren deine Komplizen?«

»Ich habe nichts getan, und ich habe keine Komplizen«, sagte Narvon mit schwacher Stimme. Er wirkte erschöpft.

Dann begann die Folter. Es war unbeschreiblich; in keiner mir bekannten Sprache könnte ich diese Szene auch nur einigermaßen zutreffend wiedergeben, könnte ich beschreiben, was man diesem zitternden Bündel Mensch antat. Wenn

er ohnmächtig wurde, weckte man ihn gewaltsam wieder auf und begann von vorn.

Schließlich gab er den Kampf auf. »Ich sage alles! Ich sage alles!« kreischte er.

»Nun?« fragte Mephis. »Wer waren deine Komplizen?«

»Wir waren nur zu zweit«, flüsterte Narvon so leise, daß er kaum zu verstehen war.

»Lauter!« brüllte Mephis. »Dreht die Schraube noch etwas fester! Vielleicht verstehen wir ihn dann besser!«

»Es war die Toga...« Dann überwältigte ihn der Schmerz, und er wurde ohnmächtig. Als man ihn wieder beleben wollte, stellte man fest, daß er tot war.

## 12

Ich fuhr zum Fischen, und ich fing auch etwas, aber immer wieder mußte ich an Narvons Tod denken. Auch konnte ich den Namen nicht vergessen, den er mit in den Tod genommen hatte. Schließlich versuchte ich mir darüber klarzuwerden, was ich von Zerka halten sollte. Sollte ich Minteps Leben riskieren und sie warnen? Es blieb mir eigentlich nichts anderes übrig, denn sie hatte mir ihre Freundschaft angetragen.

Ich segelte eine Zeitlang vor dem Gefängnis hin und her, um mir seine Außenseite näher anzusehen. Nachdem ich mich hinreichend informiert hatte, ging ich wieder an Land und begab mich in die Kaserne. Hier fand ich eine Nachricht vor, die mich aller Pflichten im Gefängnis entbog. Torko hielt mich wahrscheinlich für zu weich; oder hatte diese plötzliche Abberufung andere Gründe? Ich spürte, wie sich das Netz um mich schloß.

Während ich noch meinen trüben Gedanken nachhing, wurde ich zum Kommandanten der Kaserne gerufen und machte mich auf das Ende gefaßt. Es kam aber anders.

»Sie sollen an einem Verhör teilnehmen«, sagte der Kommandant. »Wir haben an der Sanara-Front zwölf Männer gefangen, die separat verhört werden sollen. Aber Sie müssen mit Ihrem Mann sehr freundlich umgehen. Sagen Sie ihm, wie angenehm das Leben in der Armee der Zanis ist – und quetschen Sie ihn nach allen Regeln der Kunst aus. Wenn die Verhöre beendet sind, werden die zwölf in private Obhut gegeben, damit sie ein wenig Spaß haben. Dann schicken wir zwei zurück an die Front und lassen sie dort entkommen. Ihre Berichte über die gute Behandlung werden eine Menge Deserteure anlocken. Die anderen zehn werden erschossen.«

Die Zanis hatten viele solcher Tricks parat. Jedenfalls behandelte ich meinen Mann mit größtem Entgegenkommen, bewirtete ihn mit einem guten Essen und stellte ihm viele Fragen. Daß ich an den Antworten ein persönliches Interesse hatte, durfte ich ihn allerdings nicht erkennen lassen, wie ich ihm auch verbergen mußte, wieviel ich über die Stadt wußte. Er war ein sympathischer junger Mann, der einiges zu wissen schien, und er verstand es auf bewundernswerte Weise, meinen Fragen nach militärischen Dingen auszuweichen. Als ich das Gespräch jedoch auf Muso brachte, wurde er gesprächiger. Offenbar mochte er den Jong nicht.

»Er hat seine Frau hinausgeworfen«, erzählte er. »Sie heißt Illana – eine richtige Dame. Die Leute sind ziemlich wütend darüber, aber was können wir machen? Er ist der Jong. Die Frau, die er an Illanas Stelle erwählt hat, soll ihn nicht wollen. Angeblich haßt sie ihn sogar. Aber sie wird sich eines Tages seinen Wünschen beugen müssen, denn sie hat keinen Mann. Er wurde hier in Amlot getötet, und wir alle glauben, daß er absichtlich in den Tod geschickt wurde.«

Es dauerte fast eine Minute, ehe ich mich wieder gefaßt hatte. »Wer war dieser Mann?« krächzte ich schließlich.

»Er ist immer in der Flugmaschine über unsere Stellungen geflogen und hat die Gegner bombardiert. Er hieß Carson von der Venus – ein seltsamer Name.«

Hastig beendete ich das Gespräch und schickte den Mann zu den Soldaten, die sich weiter um ihn kümmern sollten. Dann machte ich mich auf den Weg zum Hafen, den ich fast erreicht hatte, als mir eine Abteilung Zani-Wächter entgegenkam. Ihr Offizier rief mich von der anderen Straßenseite an und kam herüber.

»Sie sind's!« sagte er. Es war Mantar. »Ich habe Befehl, Sie zu verhaften. Man sucht in der Stadt nach Ihnen.«

»Warum soll ich verhaftet werden? Und warum hat man nicht in der Kaserne nach mir gesucht?«

»Weil Torko angegeben hat, Sie wären fischen gefahren. Man hält Sie für einen sanarischen Spion. Ein Gefangener namens Horjan hat Sie angezeigt. Sie hätten sich am Tage vor Ihrem Eintritt in die Garde bei ihm versteckt.«

»Aber wird man Zerka nicht verdächtigen?« fragte ich. »Sie hat sich für mich eingesetzt!«

»Das habe ich nicht vergessen.«

»Und was wollen Sie mit mir machen? Verhaften Sie mich?«

»Ich wünschte, Sie würden mir die Wahrheit sagen«, erwiderte er. »Ich bin Ihr Freund, und wenn sich Zerka in Ihnen nicht sehr getäuscht hat, werde ich Ihnen helfen.«

Ich dachte daran, daß mir Zerka diesen Mann als absolut vertrauenswürdig geschildert hatte, und warf meine Bedenken über Bord. Etwas anderes blieb mir auch kaum übrig. Ich erzählte ihm also, daß ich Carson von der Venus wäre und mit einem an Spehon gerichteten Brief Musos in die Stadt gekommen war. Leider hätte man mir den Brief gestohlen.

»Wohin wollen Sie jetzt?«

»Zurück nach Sanara.«

»Werden Sie das schaffen?«

»Ich glaube schon.«

»Dann gehen Sie schnell. Zum Glück kennen meine Leute den gesuchten Vodo nicht von Angesicht. Viel Glück!« Und er wandte sich zum Gehen. Ehe ich um eine Ecke verschwand, hörte ich ihn noch rufen: »Er sagt, daß Vodo in der Kaserne ist. Los, weiter!«

Gleich darauf erreichte ich das kleine Boot, das ich heute schon zum Fischen benutzt hatte, und legte ab. Vorsichtig ließ ich mich durch die Dunkelheit treiben, südwestwärts an der Küste entlang. Auf diesem Kurs hoffte ich nach einiger Zeit die kleine Insel zu erreichen, die mein Flugzeug beherbergte.

Mit Bedauern dachte ich an Mintep, um den ich mich jetzt nicht kümmern konnte, weil es um wichtigere Dinge ging als um ein Menschenleben. Ich verfluchte Musos Niederträchtigkeit und hoffte, Sanara noch rechtzeitig zu erreichen. Wenn ich es nicht schaffte, konnte ich ihn wenigstens umbringen.

Langsam umrundete ich das Kap an der westlichen Hafenausfahrt und kam schließlich auf das offene Meer. Im Schatten der Küste waren die Segelbedingungen nicht besser als in der Bucht, aber ich steuerte zunächst nicht weiter hinaus, weil ich noch etwas erledigen wollte, ehe ich mich endgültig auf den Weg machte.

Ich verdankte Zerka sehr viel, und ich mußte sie unbedingt auf die Gefahr hinweisen, in der sie schwebte. Ich kannte ihr Haus an der Küste, und es konnte mich kaum ein paar Minuten kosten, zu ihr hineinzugehen und sie zu warnen. Ich hatte das Gefühl, ihr diesen Dienst schuldig zu sein.

Leise näherte sich mein leichtes Boot der Küste, die als schwarze Masse sichtbar war. Trotz der Dunkelheit hatte ich keine Mühe, Zerkas Palast ausfindig zu machen. Ich ließ das Boot am Ufer auflaufen, zog es etwas hoch und näherte mich dem Palast.

Ich wußte, daß ich ein großes Risiko einging, denn wenn Zerka tatsächlich schon unter Verdacht stand, wurde sie sicher beobachtet. Vielleicht hatte man sie sogar schon verhaftet; vielleicht hatte man erkannt, welchen Namen Narvon aussprechen wollte, als er starb.

Ich trat vor die große Tür, die von der Terrasse ins Haus führte. Auf Amtor gibt es keine Klingeln, auch sonst kennt man ein Anklopfen nicht. Wenn jemand eintreten möchte, pfeift er. Jeder Mensch hat seine eigene kleine Melodie, und an den meisten Türen gibt es Sprechrohre, durch die man sich bemerkbar machen kann.

Ich war ziemlich nervös, als ich mein Erkennungszeichen pfiff. Mehrere Minuten lang geschah gar nichts, doch dann öffnete sich die Tür,

und Zerka erschien. Wortlos nahm sie mich bei der Hand und führte mich eilig in die Deckung der Bäume und Büsche des Gartens.

»Sind Sie verrückt?« flüsterte sie. »Man hat sich gerade nach Ihnen erkundigt! Wie sind Sie hierhergekommen? Wenn Sie noch eine Fluchtmöglichkeit haben, müssen Sie sofort verschwinden! Wahrscheinlich sind Spione in meiner Dienerschaft. Oh, warum sind Sie nur gekommen?«

»Weil ich Sie warnen wollte!«

»Mich warnen? Wovor?«

»Ich mußte mit ansehen, wie Narvon gefoltert wurde«, sagte ich.

Sie erstarrte. »Und?«

»Mephis versuchte, die Namen seiner Komplicen herauszubekommen.«

»Und... und hat er geredet?« fragte sie atemlos.

»Er sagte ›Die Toga...‹ und starb, ohne den Namen auszusprechen. Ich glaube nicht, daß Mephis Sie im Verdacht hat, aber die Möglichkeit besteht immerhin, und ich bin gekommen, um Sie mit mir nach Sanara zu nehmen.«

Sie drückte meine Hand. »Sie sind ein wirklicher Freund«, sagte sie. »Das wußte ich von Anfang an. Den ersten Beweis dafür lieferten Sie mir, als Sie

den Kordogan von einer Durchsuchung des Hauses abhielten, in dem ich mich versteckt hielt. Jetzt haben Sie es erneut bewiesen. Ja, Sie sind ein wahrer Freund, Carson von der Venus.«

Es überraschte mich, diesen Namen von ihr zu hören. »Wie haben Sie das herausgefunden?« fragte ich. »Und vor allen Dingen wann?«

»Am Morgen nach unserer ersten Begegnung – damals, als Sie gerade nach Amlot gekommen waren.«

»Aber wie...?«

Sie lachte. »Wir sind sehr mißtrauisch in dieser Stadt. Wir suchen nach neuen Freunden, rechnen aber stets mit neuen Feinden. Als ich Sie im Restaurant erblickte, wußte ich sofort, daß Sie nicht aus Amlot stammten – wahrscheinlich nicht einmal aus Korva. Und das erhöhte die Wahrscheinlichkeit, daß Sie ein Spion aus Sanara waren. Ich mußte es herausfinden. Oh, wie sehr habe ich bei Ihrem Bericht über Vodaro gelacht! Sie wissen wirklich wenig über dieses Land!«

»Aber wie kamen Sie auf meine Identität?«

»Ich habe jemand losgeschickt, der Ihren Raum im Haus der Reisenden durchsuchte. Er brachte mir Musos Nachricht an Spehon.«

»Deshalb wurde sie also nicht gegen mich benutzt!« rief ich. »Ich habe mir schon die ganze Zeit Sorgen darüber gemacht, wie Sie sich vorstellen können.«

»Ich durfte Ihnen nichts darüber sagen.«

»Sie waren sehr unvorsichtig, sich im Hause Narvons sehen zu lassen«, sagte ich.

»Aber wir hatten keinen Grund zu der Annahme, daß er verdächtigt wurde. Jetzt kann ich Ihnen verraten, daß wir eine Konterrevolution planen, die mit dem Zanismus aufräumen und Kord wieder auf den Thron bringen soll.«

»Das ist leider unmöglich«, sagte ich. »Kord ist tot.«

»Was?« fragte sie entsetzt.

»Ich habe selbst gesehen, wie Mephis ihn umbrachte«, erwiderte ich und berichtete kurz.

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Dann weiß ich nicht mehr, wofür wir kämpfen sollen. Muso ist wahrscheinlich auch nicht besser als Mephis.«

»Muso ist ein Verräter«, sagte ich. »Und der Brief ist der beste Beweis dafür. Ich möchte das Schreiben mit nach Sanara nehmen. Die Armee würde sich bestimmt gegen ihn erheben, und da Kord tot ist, würde das Volk einen anderen Mann zum Jong machen, den es liebt.«

»Und wer wäre das?«

»Taman«, sagte ich.

»Taman? Aber Taman ist tot!«

»Wie bitte? Woher wollen Sie das wissen?« fragte ich entsetzt.

»Wir erfuhren vor einiger Zeit von einem gefangenen sanarischen Offizier, daß Taman von einer gefährlichen Mission nicht zurückgekehrt sei. Es galt als sicher, daß er nicht mehr am Leben war.«

Ich atmete erleichtert auf. »Er ist von dieser Mission in die Stadt zurückgekehrt«, sagte ich. »Und wenn er seit meiner Abreise nicht irgendwie umgekommen ist, muß er noch am Leben sein.«

»Ich gebe Ihnen den Brief«, sagte sie. »Ich habe ihn aufbewahrt. Aber wie wollen Sie nach Sanara kommen?«

»Vergessen Sie nicht, daß ich Carson von der Venus bin, der die Zani-Truppen bombardiert hat!«

»Aber Ihre Flugmaschine – ist sie denn hier?«

»Nicht sehr weit entfernt. Ich bete darum, daß sie noch unversehrt ist. Dieses Risiko mußte ich eingehen. Auf dem Weg hierher habe ich noch Glück gehabt. Ich wurde von einer Abteilung Zanis angehalten, die unter dem Kommando Mantars stand. Er hat mir geholfen.«

»Er gehört zu uns«, sagte sie.

»Ich wußte sofort, daß Sie nichts für die Zanis übrig haben – trotz Ihrer Maltu-Mephis-Grüße und dem sonstigen Brimborium. Aber wir dürfen keine Zeit verschwenden. Holen Sie bitte Musos Brief und packen Sie Ihre Sachen, und dann machen wir uns auf den Weg nach Sanara.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann leider nicht mitkommen, so gern ich es möchte. Ich habe einen Schwur getan, den ich erfüllen muß, ehe ich Amlot verlasse.«

»Wir müssen vor allem Ihr Leben retten«, beharrte ich.

»Nein, dieser Schwur ist wichtiger. Bisher weiß nur Mantar davon, aber ich werde Ihnen erzählen, warum ich hierbleiben muß. Mantar und mein Mann waren sehr enge Freunde, Offiziere im gleichen Regiment der Jong-Garde. Als Mephis an die Macht kam, war mein Mann einer seiner erbittertsten Gegner. Angeblich ist er in der letzten Schlacht des Krieges umgekommen, aber Mantar hat von einem Augenzeugen gehört, daß er von einigen Zanis unter der Leitung von Mephis zu Tode gefoltert wurde. Als ich das erfuhr, schwor ich mir, Mephis umzubringen; aber ich wollte damit warten, bis sich diese Tat auch zum Vorteil meines Landes auswirken würde. Ich beteiligte mich also an den Revolutionsplänen. Wenn wir zum Zuschlagen

bereit sind, wird Mephis' plötzlicher Tod die Zanis völlig demoralisieren. Deshalb muß ich bleiben.«

»Aber wenn Sie jetzt verhaftet werden?«

»Wenn ich verhaftet werde, führe ich meinen Plan trotzdem durch. Wahrscheinlich werde ich von Mephis persönlich verhört, und dabei wird es dann geschehen. Aber Sie müssen jetzt gehen. Ich hole Ihnen Musos Brief. Ich bin gleich wieder da.«

Melancholisch blickte ich ihr nach. Ich wußte, daß ich sie nicht wiedersehen würde, denn ihr Leben war verwirkt, selbst wenn es ihr gelang, Mephis zu vernichten. Es war tragisch.

Eine Minute später kehrte sie zurück und überreichte mir den Lederumschlag. »Hier. Ich hoffe, das Schreiben verhilft Taman zum Thron. Ich wünschte, ich könnte den Tag erleben.«

Sie wußte also selbst, daß sie nicht mehr lange zu leben hatte!

»Ich komme zurück, Zerka«, sagte ich. »Vielleicht kann ich bei Ihrer Revolution helfen. Ein paar Bomben im richtigen Augenblick hätten sicher eine gute psychologische Wirkung. Vielleicht ändern Sie auch Ihre Ansicht und wollen dann doch mit nach Sanara. Jetzt passen Sie mal auf. Südwestlich von Amlot liegt ein flacher Berg.«

»Ja. Ich kenne ihn – wir nennen ihn Borsan.«

»Dicht davor fließen zwei Ströme zusammen, und dazwischen liegt ein Bauernhof, der einem Mann namens Lodas gehört.«

»Lodas gehört zu uns. Er ist sehr verlässlich.«

»Wenn ich zurückkomme, werde ich über Lodas' Hof kreisen. Wenn ich auf einem seiner Felder ein Feuer sehe, weiß ich, daß ich landen soll, um eine Nachricht von Ihnen in Empfang zu nehmen. Wenn kein Feuer angezündet wird, fliege ich weiter nach Amlot und kreise über der Stadt, was hoffentlich einige Aufregung hervorrufen wird. Sie werden das sicher bemerken. Wenn Sie am Leben sind, entzünden Sie bitte ein Feuer hier draußen am Strand. Wenn ich den Palast und die Kasernen bombardieren soll, machen Sie bitte zwei Feuer daraus. Wenn sich überhaupt nichts röhrt, weiß ich, daß Sie tot sind, und dann werde ich den Zanis die Hölle heiß machen.«

»Was ist die *Hölle*?« fragte sie.

»Das ist etwas, das wir auf der Erde kennen. Und jetzt auf Wiedersehen, Zerka«, sagte ich und küßte ihr die Hand.

»Auf Wiedersehen, Carson von der Venus«, sagte sie. »Ich hoffe, daß Sie zurückkehren und den Zanis die Hölle heiß machen.«

## 13

Als ich wieder in See stach, war ich von düsteren Vorahnungen erfüllt. In Sanara sah Duare einem gefährlichen Schicksal entgegen – denn ich wußte, daß sie sich lieber umbringen als die Aufmerksamkeiten Musos erdulden würde. Hier in Amlot ließ ich eine gute Freundin zurück, die gleichermaßen in Gefahr war. Und schließlich schmachtete Duares Vater im Gefängnis.

Ich steuerte mein kleines Schiff von der Küste fort und geriet bald in einen stärkeren Wind, der mich kräftig in die gewünschte Richtung trieb. Aber auch die Wellen wurden höher, und ich erwartete jeden Augenblick, von den ins Riesenhafte wachsenden Wasserbergen verschlungen zu werden. Mein Schiff war aber ziemlich leicht, so daß es nicht zur Katastrophe kam. Trotz der Gefahr, auf eine Klippe zu laufen, hielt ich mich dicht an der Küste – aus Angst, meine Insel zu verpassen. Aber schließlich kam die kleine Landmasse in Sicht, und ich legte ohne große Schwierigkeiten an.

Jetzt galt mein einziger Gedanke dem Flugzeug. Mir gingen ein Dutzend Gründe für sein

Verschwinden durch den Kopf, während ich auf die Stelle zulief, an der ich den Anotar festgezurrt hatte. Sie können sich meine Erleichterung vorstellen, als ich alles in bester Ordnung vorfand.

Minuten später war ich in der Luft und nahm Kurs auf Sanara. Eine halbe Stunde später leuchteten die Feuer der Armeelager vor mir auf, und ich konnte die Lichter Sanaras ausmachen. Meine Duare wartete dort auf mich! Schon in wenigen Minuten konnte ich sie wieder in die Arme schließen! Ich versuchte meinen Flug noch zu beschleunigen, nur um festzustellen, daß ich die ganze Zeit schon mit Höchstgeschwindigkeit geflogen war. Seit meinem Abschied von Zerka waren kaum vier Stunden irdischer Zeitrechnung vergangen.

Ich näherte mich der Stadt in großer Höhe, ohne die Positionslichter anzuschalten; dann ging ich in einer steilen Spirale direkt über dem Landefeld nieder. Ich kannte jeden Höcker und jede Vertiefung der Piste, die ich so oft benutzt hatte. Lautlos wie ein fallendes Blatt setzte ich auf und ließ die Maschine in den Hangar rollen, den Muso für mich hatte bauen lassen. Niemand war zu sehen. Es war Nacht, und wahrscheinlich war meine Landung unbemerkt geblieben. So war es mir nur recht; ich wollte zuerst Duare und Taman sprechen.

Ich behielt meinen Flughelm auf, um meinen Zani-Haarschnitt zu verbergen, und hoffte, daß

niemand meine Uniform bemerkte. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg zu Tamans Haus. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite schimmerte Musos Palast im Glanz von tausend Lichtern. Viele herrlich geschmückte Gantors warteten geduldig auf beiden Seiten der Straße. Aus dem Innern des Palastes war Musik zu hören, in die sich Stimmengewirr mischte. Muso gab offensichtlich ein Fest.

Einer der Wächter vor Tamans Palast trat mir entgegen.

»Was wollen *Sie* denn?« fragte er brüsk.

»Ich will hinein«, erwiderte ich. »Ich bin Carson von der Venus.«

»Carson von der Venus!« rief er entsetzt und trat einen Schritt zurück, als hätte er ein Gespenst gesehen. »Aber wir dachten. Sie wären tot! Muso hat Staatstrauer für Sie angeordnet. Sie müssen tot sein!«

»Nun, ich bin es nicht, und ich möchte jetzt hinein und mit meiner Frau und mit Taman sprechen.«

»Sie sind nicht hier«, sagte er.

»Wo sind sie denn?«

»Drüben«, erwiderte er und blickte mich unsicher an. »Ich glaube kaum, daß Muso Sie gern sehen

wird«, fügte er hastig hinzu, aber ich hatte mich bereits in Bewegung gesetzt.

Auch vor Musos Tor bekam ich Schwierigkeiten mit einem Wächter, der mir nicht glauben wollte, daß ich Carson von der Venus war. Schließlich bewog ich ihn, seinen Vorgesetzten zu holen, den ich zum Glück kannte. Er hatte mich mehrmals auf Flügen begleitet. Als er mich erkannte, blickte er sich unsicher um. Ich legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

»Bitte machen Sie sich keine Sorgen«, sagte ich. »Ich habe schon davon gehört. Bin ich noch rechtzeitig zur Stelle?«

»Glücklicherweise ja. Es soll in ein paar Minuten verkündet werden.«

»Und darf ich hinein?« fragte ich. Wie seine Antwort auch ausfiel, ich war entschlossen, mir den Eintritt in den Palast notfalls zu erzwingen.

»Ich wäre der letzte, Sie aufzuhalten«, erwiderte er, »selbst wenn mich das meinen Kopf kostet.«

»Vielen Dank«, sagte ich und rannte die breite Treppe hinauf. Durch den Mittelkorridor konnte ich in den großen Thronsaal blicken, der voller Menschen war. Die gesamte Aristokratie Sanaras war hier versammelt. Ich begann mich langsam durch die Menge zu drängen. Muso stand auf der Empore neben dem Thron und hielt eine Rede.

»Ein Jong«, sagte er, »muß sich seine Frau vor den Augen seiner Untertanen nehmen, damit sie wissen, wen sie als Vadjong zu ehren haben. Ich habe eine Frau erwählt, deren Mann sein Leben im Dienste an Korva gab. Eine größere Ehre kann ich ihm nicht erweisen, und sein Andenken...«

Unwillige Gesichter wandten sich mir zu, als ich langsam vorwärtsdrängte. Ein Offizier packte mich an der Schulter und riß mich herum, und als er mich erkannte, weiteten sich seine Augen ungläubig. Dann verzog er das Gesicht zu einem schiefen Grinsen und schob mich weiter. Schließlich erreichte ich die vorderen Reihen der Stehenden und erblickte Duare, die mit gesenktem Kopf auf einer niedrigen Bank saß, von zwei bewaffneten Kriegern flankiert. Sie starrte stumm zu Boden.

»Und jetzt frage ich, ob sich in dieser Versammlung jemand befindet, der etwas dagegen einzuwenden hat, daß Duare, Janjong von Vepaja, meine Königin wird!«

»Ja, ich!« sagte ich laut und trat vor. Duare blickte auf, und ehe die Soldaten zugreifen konnten, sprang sie auf und stürzte in meine Arme.

Muso starrte mich mit geöffnetem Mund an. Er sah sich offensichtlich einem Problem gegenüber, das er nicht lösen konnte. Schließlich wich sein Ausdruck der Überraschung einem gequälten Lächeln.

»Ich hielt Sie für tot«, krächzte er. »Welch freudige Überraschung.«

Ich blickte ihn nur an und schwieg. Totenstille herrschte in dem riesigen Saal – ein Schweigen, das eine volle Minute anhielt; eine sehr lange Zeit unter solchen Umständen. Schließlich drehte sich jemand um und ging auf die Tür zu, und wie eine Trauergemeinde verließen die Gäste langsam den Saal. Ich wandte mich schließlich um und erblickte Taman und Jahara, die mich erschrocken und zugleich erfreut anstarrten.

»Kommen Sie«, sagte Taman. »Wir sollten lieber gehen.«

Als wir die Tür erreichten, sah ich noch einmal zurück. Muso stand noch immer regungslos neben seinem Thron. Wir verließen den Palast des Jong und überquerten die Straße.

»Sie müssen Sanara sofort verlassen«, sagte Taman, als wir in Jaharas Zimmer saßen.

»Aber ich will Sanara nicht verlassen«, erwiderte ich. »Duare und ich haben endlich eine Stadt gefunden, in der wir friedlich und glücklich leben können. Ich werde es nicht zulassen, daß man uns wieder vertreibt.«

»Aber Sie können doch den Jong nicht bekämpfen!«

»Ich glaube doch. Und ich glaube, daß ich für einen neuen Jong sorgen kann. Kord ist tot.«

»Kord ist tot? Woher wissen Sie das?«

»Ich habe selbst gesehen, wie Mephis ihn umbrachte.« Und ich erzählte ihnen meine Geschichte.

»Und wer soll der neue Jong sein?« fragte Jahara schließlich.

»Taman«, erwiderte ich.

Taman schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Wenn Kord tot ist, bin ich Muso zum Gehorsam verpflichtet.«

»Auch wenn man den Beweis erbringen könnte, daß er ein Verräter an seinem Volke ist?«

»Dann natürlich nicht – aber Muso ist kein Verräter.«

»Wie viele Offiziere und hohe Regierungsbeamte würden ähnlich denken und fühlen wie Sie?«

»Alle – mit der Ausnahme einiger weniger, die Muso alles verdanken.«

»Und wie viele von diesen Leuten könnten Sie heute abend hier zusammenrufen?«

»Zwanzig bis dreißig – die wichtigsten jedenfalls.«

»Würden Sie das bitte tun? Ich bitte Sie, mir zu vertrauen! Ich habe nur das Wohl Korvas im Auge

– des Landes, das ich zu meiner Heimat machen möchte.«

Taman rief mehrere Diener zusammen und gab die nötigen Anweisungen. Dann berichtete ich noch einmal zusammenhängend über meine Abenteuer in Amlot, während wir auf die Ankunft der Gäste warteten.

Endlich begann sich das große Konferenzzimmer zu füllen. Generäle, Staatsräte und andere Würdenträger, die sich der Zani-Herrschaft entzogen hatten, waren Tamans Einladung gefolgt. Schließlich setzte sich Taman am Kopfende des Tisches.

»Sie alle kennen Carson von der Venus und seine Verdienste um Sanara«, begann er. »Er hat mich gebeten, Sie zu dieser späten Stunde zusammenzurufen, weil ein Notfall eingetreten ist. Ich vertraue ihm und habe sein Wort, daß seine Feststellungen der Wahrheit entsprechen. Ich finde, wir sollten ihn zu Wort kommen lassen. Sind Sie damit einverstanden?«

Die dreißig Anwesenden nickten ernst, und Taman wandte sich an mich. »Sie können jetzt sprechen, Carson von der Venus. Aber vergessen Sie nicht, daß wir auch Beweise für Ihre Behauptungen sehen wollen, denn obwohl Sie mein Freund sind, gilt meine Loyalität in erster Linie dem Jong.«

»Ehe ich Ihnen meine Informationen enthülle, möchte ich Ihnen eine hypothetische Frage stellen«, begann ich. »Wenn der unwiderlegbare Beweis erbracht würde, daß Ihr Jong eine Verschwörung mit dem Feind eingehen wollte, um die Kapitulation der Streitkräfte dieser Stadt und die Obergabe Sanaras herbeizuführen, würden Sie sich dann Ihrer Treueschwüre ledig fühlen? Würden Sie dann mit mir versuchen, den Jong durch einen Mann königlichen Geblüts zu ersetzen, dem Sie mehr vertrauen?«

Meine Worte wurden nicht gerade freundlich aufgenommen. »Sie bringen da eine schwerwiegende Anklage vor«, sagte ein General stirnrunzelnd.

»Ich stelle nur eine hypothetische Frage und klage niemanden an. Mich interessiert Ihre Antwort.«

»Da gibt es gar keine Frage«, erwiderte der General. »In einer solchen Situation wäre ich der erste, der sich gegen einen verräterischen König stellen würde. Aber ich bin sicher, daß kein korvanischer Jong jemals...«

»Und wie ist es mit den anderen Herren?« fragte ich.

Durch Kopfnicken bestätigten die übrigen Anwesenden, daß sie die Meinung des Generals teilten.

»Dann muß ich Ihnen sagen, daß meine Frage leider gar nicht hypothetisch war. Meine Enthüllungen werden Sie vielleicht schockieren, und ich muß Sie bitten, mir trotzdem ruhig bis zum Ende zuzuhören. Muso verpflichtete mich zur Geheimhaltung und schickte mich nach Amlot – mit einer Botschaft an Spehon, Mephis' zweiten Mann. Erstens glaubte er, daß ich nicht Amtorisch lesen konnte, und zweitens hatte er es auf meine Frau abgesehen, was Sie heute abend selbst erlebt haben. Aber ich wurde mißtrauisch und las den Brief. Darin bot er Mephis an, die Tore Sanaras öffnen zu lassen, wenn er den Thron Korvas bekäme, wobei er Mephis als Berater mit weitgehenden Befugnissen akzeptierte. Und er deutete an, daß er es begrüßen würde, wenn ich von der Mission nicht zurückkäme.«

»Das ist unvorstellbar!« rief ein großer weißhaariger Mann. »Dieser Mann muß verrückt sein! Er ist nur eifersüchtig!«

»Das kann doch nicht wahr sein!« rief ein anderer Mann.

»Taman!« schrie ein dritter. »Ich verlange die Verhaftung dieses Mannes!«

»So halten Sie also Ihr Versprechen?« sagte ich laut. »Habe ich von den führenden Persönlichkeiten Korvas nicht mehr zu erwarten? Halten Sie mich wirklich für so verrückt, derartige Anklagen vorzubringen, ohne ausreichende Beweise zu

haben? Was hätte ich denn zu gewinnen? Ich würde mein eigenes Todesurteil unterschreiben. Das tue ich vielleicht sowieso, aber ich fühle mich zu diesem Vorgehen verpflichtet, weil ich Korva eines Tages meine Heimat nennen möchte.«

»Weiter«, sagte der General. »Ich entschuldige mich für die Anwesenden.«

»Wo sind Ihre Beweise?« fragte Taman.

»Hier«, sagte ich und reichte ihm den Brief. »Hier ist der Beweis in Musos Handschrift.«

Taman öffnete den Lederumschlag und las den Brief, dann reichte er ihn weiter. Langsam wanderte das verhängnisvolle Schriftstück um den Tisch, und jeder der Anwesenden las es schweigend. Dann blickten sich die Männer ernst an.

»Ich zweifle nicht an der Integrität dieses Mannes«, sagte der General schließlich. »Ich kann es ihm nicht verübeln, daß er einen Groll gegen Muso hegt. Aber er ist kein geborener Korvaner und kennt daher die Verbundenheit unserer Landsleute mit ihrem Jong nicht. Während für ihn dieser Brief ein ausreichender Beweis ist, fühle ich mich als oberster General der korvanischen Armeen verpflichtet, eine weitere Bestätigung zu suchen. Vielleicht war das Schreiben nur eine List, mit der die Zani-Truppen aus der Reserve gelockt werden sollten; das wäre eine ausgezeichnete strategische

Maßnahme gewesen. Ich schlage vor, daß wir schlüssig zu beweisen versuchen, wie dieser Brief gemeint war.«

»Und wie wollen wir das machen?« fragte Taman.

»Wir müssen dafür sorgen, daß der Feind an drei aufeinanderfolgenden Abenden blaue Raketen in die Luft schießt. Und dann ist abzuwarten, was Muso unternimmt.«

»Und wie wollen wir den Gegner dazu bringen?«

»Wir werden Carson eine Nachricht hinter den feindlichen Linien abwerfen lassen, aus der hervorgeht, daß wir verhandeln wollen. Zeichen des Einverständnisses sollen sie die Raketen abfeuern.«

»Gut – aber was ist mit Muso? Er ist doch sicher mißtrauisch. Ich bin heil zurückgekehrt, obwohl er Spehon gebeten hatte, mich zu vernichten. Ah, ich weiß! Das beste wird sein, wenn ich in meinem Bericht einfach die Wahrheit sage – daß mir nämlich sein Brief am Abend meiner Ankunft gestohlen wurde. Die Tatsache, daß ich so lange in Amlot geblieben bin, müßte Muso davon überzeugen, daß ich vom Inhalt des Schreibens keine Ahnung habe.«

»Hmm, die Idee ist nicht schlecht – aber warum sind Sie denn nun wirklich so lange geblieben – wenn Sie schon Fluchtmöglichkeiten hatten?«

»Dafür gibt es mehrere Gründe. Zum einen mußte ich vermuten, daß der Vater meiner Frau, der König von Vepaja, in Amlot gefangengehalten wurde, und zum anderen wollte ich möglichst viele Informationen für das sanarische Oberkommando sammeln. Schließlich mußte ich mich auch ein wenig etablieren, ehe ich einen Fluchtversuch unternehmen konnte. Ich wurde Offizier in der Zani-Garde und war eine Zeitlang sogar Leiter des Gap kum Rov. Während meines Aufenthalts erfuhr ich auch, daß in Kürze eine Gegenrevolution losbrechen wird, die ursprünglich Kord wieder auf den Thron bringen sollte.«

»Wieso ursprünglich? Sind die Pläne denn geändert worden?«

»Kord ist tot.«

Diese Nachricht schlug wie eine Bombe ein; die Männer sprangen auf und fragten wild durcheinander. Es dauerte eine Zeitlang, ehe ich mir Gehör verschaffen und meinen unseligen Augenzeugenbericht geben konnte.

Lange währte die Diskussion, die sich nun entspann, und als man endlich zum Aufbruch rüstete, stellte ich noch eine letzte Frage: »Meine Herren, wer wird meine Frau und mich vor Muso schützen? Wenn ich mich nicht sehr irre, werde ich sicher bei erstbester Gelegenheit ermordet.«

»Sie brauchen wirklich Schutz«, sagte Taman.

»Nun«, sagte General Varo. »Eigentlich sind Sie hier am sichersten – im Schutze des Mannes, der nach Muso nächster Anwärter auf den Thron von Korva ist.«

Die Männer nickten, ein Zeichen für die große Zuneigung, die man Taman in dieser Stadt entgegenbrachte; aber Taman selbst senkte den Blick. Ihn schien irgend etwas zu quälen, als er sich jetzt an den General wandte: »Ich wünschte, ich könnte Ihre Ansicht teilen. Leider muß ich aber annehmen, daß mein Palast eher der gefährlichste Aufenthaltsort für Carson von der Venus und die Janjong von Vepaja wäre. In den letzten zehn Tagen sind drei Mordanschläge auf mich verübt worden – zwei durch Gift und einer mit dem Dolch.«

Diese Enthüllung schockierte die versammelten anwesenden Männer derart, daß einen Augenblick lang niemand etwas sagte. Dann ergriff Varo das Wort: »Und Sie haben keine Ahnung, wer dahinterstecken könnte?«

»Nein, wir sind nur auf Vermutungen angewiesen. Die Täter wurden zwar gefaßt, aber sie wurden von meinen Leuten umgebracht, ehe sie ihren Auftraggeber verraten hatten.«

»Vielleicht sollte ich dann lieber hierbleiben, um den künftigen König von Korva zu beschützen«, sagte ich.

»Nein«, sagte Taman. »Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen, aber es gibt wichtigere Aufgaben für Sie.«

»Sie können in meinem Palast wohnen«, schaltete sich Varo ein. »Ich schwöre Ihnen, daß Sie dort sicher sind – und wenn ich die ganze Armee einsetzen muß...«

Ich schüttelte den Kopf. »Muso wird bestimmt nach mir schicken, und wenn Sie dann meine Herausgabe verweigern, müßte er Verdacht schöpfen. Dadurch könnte unser Experiment in Gefahr geraten. Ich habe einen Plan. Ich schlage vor, daß Varo sofort seine Nachricht an den Feind vorbereitet. Währenddessen verfasse ich meinen Bericht an Muso. Varo wird mir dann einen Sonderauftrag erteilen, den ich zusammen mit Duare und zwei mutigen Offizieren antrete. Ich werde die Botschaft hinter den feindlichen Linien abwerfen und bleibe der Stadt fern, bis Sie eindeutig festgestellt haben, ob Muso schuldig ist oder nicht. Wenn ich dann wieder über Sanara auftauche, können Sie mir durch Zeichen zu verstehen geben, ob ich gefahrlos landen kann oder nicht.«

»Darf ich fragen, wozu Sie die beiden Offiziere brauchen?« fragte Varo.

»Einer soll mich nach Amlot begleiten, wo ich den Jong von Vepaja befreien möchte, und der andere soll währenddessen bei meiner Frau und dem Flugzeug wachen.«

»Freiwillige wird es genug geben«, sagte Varo. »Jetzt aber an die Arbeit, wenn wir noch bis Morgengrauen alles in die Wege leiten wollen!«

Eine Stunde vor Morgengrauen verließen wir Tamans Palast. Duare, die beiden koreanischen Offiziere, die sich freiwillig gemeldet hatten, und ich. Mir war nicht ganz wohl zumute, denn Musos Palastwachen konnten alles beobachten. Die zehn mit Soldaten vollgepackten Gantors, die uns Varo zum Geleit geschickt hatte, trugen auch nicht gerade dazu bei, unseren Abgang unauffällig zu gestalten. Ich war daher erleichtert, als wir das Flugfeld endlich erreicht hatten und ich mit der kleinen Maschine zum Start rollte. Gleich darauf lag Sanara unter uns, und ich war glücklicher, als ich es seit langem gewesen war. Wieder einmal war ich mein eigener Herr – und Duare war bei mir!

Ulan und Legan, die beiden Offiziere, saßen hinten in der Kabine. Für sie war es der erste Flug, den sie staunend genossen. Duare saß lächelnd neben mir in der Kabine, und zwischen uns stand ein Korb mit kleinen Bomben.

Langsam kreiste ich über dem Zani-Lager und wartete auf den Morgen. Vor unserem Abflug hatte ich noch in aller Eile einen kleinen Fallschirm

konstruiert, an dem ich Varos Botschaft an die Zanis befestigte.

Als der Morgen heraufdämmerte, wurde man unten auf uns aufmerksam, und ich hörte deutlich das Alarmgeschrei. Ich hielt mich jedoch außer Schußweite und wartete, bis es völlig hell geworden war. Schließlich schätzte ich die Windgeschwindigkeit ab, hielt ein wenig in den Wind hinein und warf schließlich den Brief über Bord. Der kleine Fallschirm öffnete sich sofort und schwebte elegant in die Tiefe. Die Zanis hielten das seltsame Ding offenbar für eine besonders gefährliche Bombe, denn sie rannten in alle Richtungen auseinander, als der Fallschirm in der Mitte des Lagers niederging. Als jedoch nichts passierte, wagte sich ein Mutiger vor und nahm den Umschlag auf.

Wenig später waren wir auf dem Weg zur Insel. Als wir unser Ziel erreichten, kreiste ich mehrmals über Ladas' Haus, ohne ein Rauchsignal zu entdecken. Ich landete also auf der Insel. Bei meinen Reisen in Amtor hatte ich immer wieder festgestellt, daß das flache Land fast unbewohnt war; nur in der Nähe von Städten und Siedlungen ist die Bevölkerungsdichte etwas größer. Wenige Bauern haben den Mut, ihre Höfe in die Wildnis zu bauen – ungeschützt vor den Angriffen der Ungeheuer der Ebenen und Wälder dieses Planeten. Der Tatsache, daß nur wenige Menschen durch die Wildnis wanderten, hatte ich

es auch zu verdanken, daß mein Flugzeug auf der Insel unbehelligt geblieben war.

Als wir jetzt zur Landung einschwebten, stellte ich fest, daß mein Boot noch an der gleichen Stelle lag, an der ich es zurückgelassen hatte. Jetzt brauchten wir nur noch auf die Dunkelheit zu warten und konnten dann unsere Rettungsexpedition beginnen. Ich bat Legan, bei Duare zu bleiben, und wies sie an, sofort zu starten, wenn etwas passierte. Duare war schon eine recht zuverlässige Pilotin. Sie hatte mich auf vielen Feindflügen begleitet, und wir hatten auf einem kleinen See fünfzig Kilometer westlich von Sanara Landungen und Starts geübt. Ich zeichnete ihr einen Plan von Amlot, auf dem ich die Lage des Palastes und der Kasernen markierte. Dann wies ich sie an, mit Legan zu starten, wenn wir nicht bei Morgengrauen zurück waren. Sie sollte an der Küste entlang nach Amlot fliegen und dabei nach meinem Boot Ausschau halten. Wenn es nicht zu sehen war, sollte sie den Palast und die Kasernen bombardieren, bis sie mich den Hafen verlassen sah. Ich war sicher, daß sie mich aus der Luft an meinem Flughelm erkennen konnte.

Falls Ulan und ich nicht wieder aus Amlot freikamen, sollte Duare nach Sanara zurückkehren und dort landen, wenn ein positives Signal gegeben wurde. War das nicht der Fall, sollte sie versuchen, Vepaja zu erreichen. Dieser Plan barg gewisse

Gefahren, denn es wäre selbstmörderisch gewesen, in der Nähe ihrer Heimatstadt Kooaad, die hoch in den Bäumen lag, zu landen. Und die Gefahren, die am Boden lauerten, waren mir nur zu gut bekannt.

»Du darfst nicht denken, daß du vielleicht nicht zurückkommst!« flehte sie. »Es wäre dann doch egal, wohin ich fliege, denn ich möchte ohne dich nicht mehr weiterleben.«

Da Ulan und Legan gerade unterwegs waren, um das Boot seeklar zu machen, nahm ich sie in die Arme und küßte sie.

»Ich gehe auch nur wegen deines Vaters wieder nach Amlot.«

»Ich wünschte, das wäre nicht nötig. Es wäre wirklich ein seltsames Schicksal, wenn ich dich wegen des Throns, den ich deinetwegen aufgegeben habe, verlieren sollte.«

»Du wirst mich nicht verlieren, Liebling«, beruhigte ich sie. »Es sei denn, dein Vater trennte uns gewaltsam.«

»Das kann er nicht mehr. Auch wenn er mein Vater und mein Jong ist – ich würde ihm nicht gehorchen.«

»Ich fürchte, er wird die Sache nicht gerade leichtnehmen«, sagte ich. »Du erinnerst dich, daß du selbst schon bei dem Gedanken, nur mit mir

zu sprechen, ziemlich schockiert warst. Als ich dir meine Liebe gestand, wolltest du mich sogar umbringen. Du warst wirklich der Meinung, daß ich den Tod verdient hätte. Wie wird nun dein Vater reagieren, wenn er erfährt, daß du unwiderruflich mir gehörst? Er wird mich töten wollen!«

»Wann willst du's ihm sagen?«

»Wenn wir wieder hier auf der Insel sind. Wenn ich es ihm unterwegs gestehe, wirft er vielleicht das ganze Boot um.«

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf. »Ich weiß nicht, wie er es aufnimmt. Er ist ein stolzer Mann, der es mit den Traditionen seines Standes sehr genau nimmt. Wenn er dich allerdings kennen würde, wie ich dich kenne, dann müßte er stolz sein, daß seine Tochter einem solchen Manne gehört. Weißt du, Carson, vielleicht bringt er mich sogar um. Du hast keine Vorstellung, wie wichtig die Regeln genommen werden, die das Verhalten gegenüber der Person einer Königstochter bestimmen. Für dich gibt es nichts vergleichbar Heiliges.«

»O doch – dich!«

»Dummkopf!« sagte sie lachend. »Aber du bist ein lieber Dummkopf, und ich weiß, daß du deine Worte ernst meinst!«

Der Tag ging zu Ende, und die Dunkelheit brach herein. Ulan und Legan vertrieben sich die Zeit mit

Fischen, und ihr Fang ergab ein überraschend gutes Abendessen. Ich machte mir eine etwa sechs Meter lange Holzstange zurecht und verstaute sie im Boot. Als dann die Zeit des Aufbruchs gekommen war, nahm ich von Duare Abschied. Sie klammerte sich an mich, als sähe sie mich zum letztenmal. Eine steife Brise trug das Boot schließlich auf das Meer hinaus.

Auf der Fahrt nach Amlot griff ich immer wieder heimlich in die Tasche, um mich zu vergewissern, daß die Nachschlüssel für das Gefängnis noch dort waren; ohne sie hätten wir praktisch nichts ausrichten können.

Nach etwa drei Stunden umrundeten wir die Landzunge und erreichten den Hafen der Stadt. Vorsichtig näherten wir uns der kleinen Schreckensinsel, auf der sich das Gap kum Rov erhob. Ich holte behutsam das Segel ein, damit ein aufmerksamer Zani nicht etwa den weißen Fleck bemerkte. Leise ruderten wir dann in den Schatten der düsteren Mauern, tasteten uns an den kalten, feuchten Steinen entlang und erreichten schließlich die gesuchte Öffnung, durch die die Asche der Toten ins Meer geworfen wurde. Ulan und ich verständigten uns ohne Worte; ich hatte ihm unterwegs eingeschärft, was er tun mußte, so daß wir jetzt nur im äußersten Notfall zu sprechen brauchten. Ulan hielt das Boot unter der Rutsche

fest, während ich die Holzstange in die Öffnung schob und langsam hinaufzuklettern begann.

Als ich das Ende der Stange erreichte, stellte ich zu meiner Erleichterung fest, daß ich die Falltür berühren konnte. Ich hob sie an, klammerte mich am Rand der Öffnung fest und wand mich mit dem Oberkörper hindurch. Nur das Stöhnen der Gefangenen war zu hören. Niemand gab Alarm. Ich schob mich weiter in die Höhe und richtete mich schließlich ganz auf.

Mit wenigen Schritten war ich in dem kaum erleuchteten Korridor. Ich wußte genau, wo ich Minteps Zelle zu suchen hatte, und ging direkt darauf zu. Meine einzige Chance lag darin, unser Vorhaben so schnell wie möglich durchzuführen. Ich drückte mein Gesicht an die Stäbe und glaubte in der Ecke eine Gestalt zu erkennen, die am Boden lag. Ich steckte den Schlüssel ins Schloß, öffnete die Tür und kniete neben dem Mann nieder. Sein ruhiger Atem verriet mir, daß er schlief. Ich schüttelte ihn sanft an der Schulter, und als er sich bewegte, legte ich einen Finger an die Lippen.

»Sind Sie Mintep?« fragte ich – besorgt, daß er vielleicht schon nicht mehr am Leben war und man längst einen anderen Gefangenen in seine Zelle gesteckt hatte. Niemand wußte besser als ich, wie schnell man in diesem Gefängnis das Leben

verlieren konnte. Ich hielt den Atem an, während ich auf die Antwort wartete.

»Wer sind Sie?« fragte er schließlich.

»Das ist jetzt nebensächlich!« sagte ich. »Sind Sie Mintep?«

»Ja«, erwiederte er.

»Dann kommen Sie bitte leise mit. Duare wartet auf Sie.«

Das belebte ihn sichtlich, und er erhob sich und folgte mir auf den Korridor. Allerdings war er ziemlich schwach auf den Beinen und schwankte hin und her. Es war keine leichte Aufgabe, ihn durch die Rutsche zu bekommen, und ich mußte ihn förmlich hinuntertragen. Als wir schließlich im Boot waren, holte ich die Stange ein und stieß ab. Vorsichtig ruderten wir dann zur Ausfahrt des Hafens.

Jetzt faßte ich einen Plan, der sich als eine große Dummheit erweisen sollte. Aber immerhin hatte ich die Zerka schon einmal unter ähnlichen Umständen besucht, ohne daß es Probleme gegeben hatte. Warum konnte das nicht noch einmal der Fall sein? Vielleicht erhielt ich auf diese Weise weitere Informationen, die meinen Freunden in Sanara nützen konnten. Ich teilte Ulan und Mintep meine Absicht mit, die keinen Kommentar dazu abgaben.

»Wer sind Sie?« fragte Mintep statt dessen.

»Erinnern Sie sich an den Wächter, der das Lied sang?« fragte ich.

»Aber er war ein Zani«, erwiderte Mintep.

»Er hat sich nur als Zani ausgegeben, um Sie zu finden.«

»Aber wer sind Sie?«

»Ich war eine Zeitlang Gast in Ihrem Palast in Kooaad«, sagte ich. »Ich bin Carson.«

»Carson!« rief er. »Als Kamlot nach Kooaad zurückkehrte, berichtete er von den Taten, die Sie zur Rettung meiner Tochter Duare begangen haben. Und jetzt ist sie also in Sicherheit und wartet auf mich?«

»Ja, Sie werden sie in einigen Stunden begrüßen können.«

»Und das alles haben Sie für mich getan?« fragte er.

»Für Duare«, erwiderte ich.

Als wir Zerkas Palast erreichten, steuerte ich das Boot zum Strand. Welche Torheiten man manchmal begeht! Der Palast war erleuchtet, und die Szene wirkte ruhig und friedlich. Ich hoffte, daß Zerka allein war; ich brauchte nur ein paar Minuten.

»Bleiben Sie im Boot!« wandte ich mich an Ulan, »und machen Sie sich darauf gefaßt, im Notfall sofort abzulegen!« Schließlich näherte ich mich den großen Türen, die von der Gartenterrasse ins Haus führten. Ich blieb lauschend stehen, doch es war nichts zu hören. Dann pfiff ich mein Erkennungszeichen und wartete. Lange brauchte ich nicht zu warten, denn sofort ertönten die hastigen Schritte zahlreicher Männer – *hinter mir!* Ich fuhr herum, und im Licht des Palastes erblickte ich etwa zehn Zani-Wächter, die sich auf mich stürzten.

»Ablegen, Ulan!« schrie ich. »Legen Sie ab und bringen Sie Mintep zu Duare! Das ist ein Befehl!«

Dann hatten mich die Zanis erreicht. Gleichzeitig schwangen die Türen auf, und weitere Zanis wurden in der großen Halle der Toganja Zerka sichtbar. Ich wurde ins Haus geschleppt, und als man mich erkannte, ging ein überraschtes Gemurmel durch den Saal.

## 15

Nichts ist ärgerlicher, als einen Fehler zu begehen, für den man allein verantwortlich ist. Als ich jetzt abgeführt wurde, war ich ärgerlich – und vor allem voller Furcht, denn ich konnte kaum damit rechnen, lebend hier wieder herauszukommen. Aber ehe der Tod kam... Schaudernd dachte ich an Narvon und fragte mich, ob ich wohl auch an der Folter zerbrechen würde.

Meine Ängste waren nicht unbegründet, denn als man die Türen hinter mir schloß, stellte ich fest, daß die gesamte Zani-Prominenz versammelt war – sogar Mephis und Spehon waren anwesend. In einer Ecke standen, mit Handschellen gefesselt, Zerka und Mantar. Zerka blickte mich gequält an, und Mantar schüttelte traurig den Kopf, als wollte er fragen, warum ich den Kopf wieder in die Schlinge gesteckt hätte.

»Du bist also wiedergekommen!« krächzte Mephis.  
»Hältst du das nicht für dumm und sinnlos?«

»Ganz bestimmt ist verhängnisvoll, Mephis«, erwiderte ich. »Verhängnisvoll für Sie.«

»Wieso?« fragte er. Ich merkte, daß er nervös war. Er war eigentlich immer recht ängstlich.

»Verhängnisvoll, weil Sie mich gern umbringen würden. Wenn Sie das aber tun – oder wenn mir oder der Toganja oder Mantar ein Leid geschieht, werden Sie kurz nach Tagesanbruch sterben.«

»Du wagst es, mir zu drohen!« brüllte er. »Du stinkender Mistal! In das Gap kum Rov mit dir! Alle! Torko soll seinen Spaß mit euch haben. Ich will euch schreien hören!«

»Einen Augenblick, Mephis« sagte ich. »Ich habe Ihnen nicht gedroht. Ich habe nur eine Tatsache angeführt. Ich weiß, worüber ich spreche, denn ich habe Befehle gegeben, die bestimmt ausgeführt werden, wenn ich Amlot nicht kurz nach Morgengrauen wieder verlassen habe.«

»Sie lügen!« Er kreischte fast.

Ich zuckte die Achseln. »An Ihrer Stelle würde ich den Befehl geben, daß wir bis zum Vormittag nicht gefoltert oder sonstwie gequält werden – und sorgen Sie dafür, daß ein Boot bereitliegt, damit meine Freunde und ich gleich ablegen können, wenn Sie uns freigelassen haben!«

»Aber ich werde Sie nie freilassen!« sagte er, gab aber doch die Anweisung, uns vorläufig nicht zu foltern.

Zerka, Mantar und ich wurden in das Gap kum Rov gebracht, wobei man uns eigentlich recht gut behandelte. Mantar und Zerka wurden sogar die Handschellen los. Wir bekamen die gleiche Zelle.

»Warum sind Sie zurückgekommen?« fragte mich Zerka, als wir allein waren.

»Nun, ich wollte mit Ihnen reden und herausfinden, ob Ihnen die sanarischen Streitkräfte irgendwie helfen könnten.«

»O ja, das können sie – aber jetzt ist es zu spät. Wir hätten vor allen Dingen mehr Waffen gebraucht. Mit Ihrer Flugmaschine...«

»Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät«, sagte ich.

»Sind Sie verrückt?« fragte sie. »Wissen Sie nicht, daß wir alle verloren sind – trotz des Bluffs?«

»Nein«, erwiderte ich zuversichtlich. »Es wird uns nichts passieren, denn ich habe nicht geblufft. Aber erzählen Sie mal – wieso sind Sie verhaftet worden?«

»Spehon hat offenbar schon vor einiger Zeit Verdacht geschöpft, der mit der Zeit erhärtet wurde. Meine Bekanntschaft mit Ihnen, Ihre Freundschaft zu Mantar, Mantars Verbindung zu meinem verstorbenen Mann und mir – all das trug dazu bei. Schließlich zeigte ein Soldat aus seiner

Kompanie Mantar an. Nach einer Beschreibung, die er später las, glaubte er sagen zu können, daß *Sie* auf der anderen Straßenseite mit Mantar gesprochen hatten. Schließlich erinnerte sich Spehon auch an das letzte Wort Narvons. Alles in allem hatte man Beweise gegen mich in der Hand, die für die Zani-Rechtsprechung normalerweise ausgereicht hätten. Aber Mephis wollte nicht glauben, daß ich an einer Verschwörung beteiligt war. Er ist ein derart egoistischer Narr, daß er an meiner Zuneigung und Loyalität nicht zweifelte.«

»Ich wußte bis vor kurzem auch noch nicht, was ich von Ihnen in politischer Hinsicht zu halten hatte. Wie man mir sagte, standen Sie hoch in Mephis' Gunst und haben ihm allerlei Vorschläge unterbreitet – das Kopfstehen der Bürger bei Paraden, den ‚Maltu-Mephis!‘-Gruß, das allgegenwärtige Theaterstück und die Patrouillen der Zani-Garde.«

»Das ist richtig«, sagte Zerka lachend. »Aber all diese Dinge sollten den Zanismus in den Augen der Öffentlichkeit nur noch lächerlicher machen und uns das Anwerben neuer Leute für unsere Gegenrevolution erleichtern. Die meisten Zanis sind derart egoistisch, daß sie fast jede Schmeichelei für bare Münze nehmen.«

In diesem Augenblick kam Torko, um seine neuen Gefangenen in Augenschein zu nehmen.

Es war ihm anzusehen, daß er uns gern schon jetzt in »Behandlung« genommen hätte. Stirnrunzelnd starrte er durch die Gitterstäbe, und so offensichtlich war sein Bemühen, uns zu beeindrucken und zu erschrecken, daß ich ein Lachen nicht unterdrücken konnte.

»Weshalb lachst du?« fragte er wütend.

»Ich lache über dich, Torko.«

»So, du lachst über mich, du stinkender Mistal!« tobte er. »Warte nur, morgen wird dir das Lachen schon vergehen, wenn ich dich im Gerichtssaal habe!«

»Diese Freude wird dir leider verwehrt sein, Torko; vielmehr wirst du dich morgen in einer dieser Zellen wiederfinden, und später wirst du feststellen, wie wirksam all deine schönen Folterinstrumente wirklich sind.«

Zerka und Mantar starrten mich verblüfft an. Sie glaubten natürlich an einen neuen Bluff. Torko schäumte fast vor Wut.

»Ich hätte große Lust, dich jetzt gleich zu foltern!« drohte er.

»Das wagst du nicht, Torko«, höhnte ich. »Du hast ganz klare Befehle. Außerdem solltest du nicht vergessen, daß Mephis wütend auf dich sein wird, wenn ich ihm von deinem Angebot erzähle,

mir gewisse Freiheiten dafür einzuräumen, daß ich bei der Toganja ein gutes Wort für dich einlege. Es wird ihm auch nicht gefallen, daß du mir die kleinen Segelpartien erlaubt hast, die mir schließlich die Flucht ermöglichten. Und dann gibt es da noch etwas. Ich weiß nicht, was er in seiner Wut mit dir anstellen wird, wenn er das herausbekommt...«

»Du lügst!« knurrte Torko, konnte aber seine aufsteigende Besorgnis nicht ganz verbergen. »Was soll das denn sein?«

»Oh, ich werde ihm erzählen, daß du Mintep, den Jong von Vepaja, aus seiner Zelle befreit und ihm die Flucht ermöglicht hast!«

»Das ist aber wirklich gelogen!« schrie er.

»Na, schau's dir doch an!« erwiderte ich. »Wenn er wirklich verschwunden ist – wer außer dir hätte seine Zelle aufschließen können? Du hast die einzigen Schlüssel.«

»Er ist noch da«, sagte er, wandte sich aber um und rannte die Treppe hinab.

»Sie scheinen sich ja einen rechten Spaß zu machen«, sagte Mantar.

»Ja, wirklich!« sagte Zerka. »Torko wird sehr wütend sein, wenn er feststellt, daß er umsonst in den Keller gelaufen ist.«

»Aber es stimmt! Er wird Minteps Zelle leer finden. Ich habe ihn selbst befreit, und er ist schon auf dem Wege nach Sanara.«

»Aber das ist doch unvorstellbar! Wie haben Sie ihn unter den Augen der Zani-Wächter befreien können – wie sind Sie überhaupt in seine Zelle gekommen?«

»Ganz einfach – ich habe mir einen Nachschlüssel für alle Schlosser des Gap kum Rov beschafft. Immerhin war ich ja hier stationiert. Gestern abend habe ich mich dem Gefängnis in einem Boot genähert und bin durch die Rutsche eingedrungen, über die die Asche aus dem Krematorium ins Meer befördert wird. Auf dem gleichen Weg habe ich Mintep herausgebracht.«

Mantar und Zerka schüttelten verblüfft die Köpfe. »Und Sie haben wirklich einen Hauptschlüssel für das ganze Gebäude hier?«

Ich holte ihn aus der Tasche. »Hier«, sagte ich. »Wenn man uns in den Keller gesteckt hätte, wäre unsere Flucht kein Problem, falls wir alle schwimmen können. Aber von hier oben ist die Sache schon schwieriger, denn im Erdgeschoß steht ein Wächter.«

»Aber müssen Sie nicht befürchten, daß der Schlüssel gefunden wird?« fragte Zerka.

»Natürlich, aber wo soll ich ihn verstecken? Ich kann nur hoffen, daß man uns nicht durchsucht. Ich bin aber fast überzeugt, daß wir auch ohne Schlüssel hier wieder herauskommen.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihren Optimismus teilen«, bemerkte Mantar.

»Warten wir bis zum Tagesanbruch«, sagte ich.

»Hört!« sagte Zerka.

Von unten war Torkos Stimme zu hören. Wächter rannten hastig hin und her. Offensichtlich durchsuchte man das Gefängnis nach Mintep. Als Torko wieder vor unserer Zelle erschien, war sein Gesicht bleich. Er zitterte gleichermaßen vor Angst und vor Wut. »Was hast du mit ihm gemacht?« fragte er.

»Ich?« fragte ich erstaunt. »Wie hätte ich wohl in das durch dich so gut bewachte Gefängnis eindringen können – wenn du selbst damit nicht einverstanden gewesen wärst? Mephis wird dir sicher die gleiche Frage stellen!«

»Hören Sie mal!« flüsterte Torko. »Ich habe Sie immer gut behandelt. Schicken Sie mich nicht ins Verderben! Sagen Sie Mephis nicht, daß Mintep geflohen ist; er hat ihn wahrscheinlich sowieso schon vergessen. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich Sie und Ihre Komplicen nur foltern werde,

wenn ich dazu gezwungen bin – und dann werde ich es Ihnen möglichst leichtmachen.«

»Ich werde es ihm ganz bestimmt sagen, wenn du uns folterst!« erwiderte ich. Ich hatte Torko jetzt in der Hand.

Er kratzte sich am Kopf und überlegte. »Natürlich konnten Sie ihn nicht selbst befreien, aber wieso haben Sie von seiner Flucht gewußt?«

»Ich habe eine besondere Fähigkeit – ich kann in die Zukunft schauen. So kann ich dir auch sagen, daß es am Mephis-Palast bald einen großen Lärm geben wird und daß dich danach das Gerücht erreicht, es regne Tod und Vernichtung vom Himmel, weil ich und meine Freunde im Gap kum Rov gefangengehalten werden. Wenn Mephis uns freiläßt, wird die Bombardierung aufhören.«

»Unsinn!« sagte Torko, wandte sich ab und setzte die Durchsuchung des Gefängnisses fort.

Die Zeit zog sich endlos hin. Eine Stunde nach der anderen verging, und es geschah nichts. Was mochte Duare zugestossen sein? Hatte sie aus irgendeinem Grund nicht starten können? Hundert mögliche Zwischenfälle gingen mir durch den Kopf, und ich war sehr beunruhigt, als wir von Torko und einer Gruppe Zanis in den Gerichtssaal geführt wurden. Hier warteten bereits Mephis, Spehon und eine Anzahl Zani-Würdenträger.

»Ich habe jetzt lange genug gewartet«, sagte Mephis, »und da du mich hast warten lassen, wird die Strafe um so härter ausfallen. Los, fang mit der Frau an, Torko. Du wirst sie schon dazu bringen, ihre Komplicen zu verraten. Und dich hebe ich mir für den Schluß auf.« Er deutete auf mich. »Nimm ihm den Helm ab, Torko.«

Torko riß mir den Flughelm vom Kopf und warf ihn in eine Ecke. Der blanke Schweiß stand ihm auf der Stirn, obwohl es nicht besonders heiß war. »Denke daran, Torko!« flüsterte ich.

»Gnade!« flehte er. »Ich muß doch den Befehlen gehorchen!«

Zerka wurde auf eine Bank gelegt, auf der sie, von den Füßen ausgehend, nach und nach zerquetscht werden konnte. Ein Kessel mit geschmolzenem Metall wurde auf einem Tisch abgestellt. Es war nicht schwer zu erraten, was man damit vorhatte. Ich blickte angeekelt zur Seite.

»Willst du ein Geständnis ablegen?« fragte Mephis.

»Nein«, erwiderte Zerka entschlossen. »Ich bin der Zani-Partei beigetreten, weil ich erfahren habe, daß du meinen Mann gefoltert und umgebracht hast. Ich wurde Parteimitglied, um gegen dich zu arbeiten und um dich umzubringen.«

Mephis lachte. »Und *so* willst du mich umbringen!« höhnte er.

»Nein, so nicht – auch nicht so, wie ich es mir erhofft hatte. Aber ich habe einen Weg gefunden.«

»Was meinst du damit?« fragte Mephis.

»Ich habe meinen Mann gerächt, ohne daß es dir bewußt geworden ist. Laß dir gesagt sein, daß du nicht mehr lange zu leben hast!«

»Und wie soll das vor sich gehen?« fragte Mephis lächelnd.

»Du hast gestern abend bei mir zu Hause etwas gegessen, erinnerst du dich? Die Mahlzeit war vergiftet! Ich habe die Lebensmittel lange Zeit aufbewahrt, um sie im Notfall selbst zu essen, wenn ich gefaßt werden sollte. Aber nun ergab sich die Gelegenheit, dich damit zu erledigen. Jeden Augenblick kann der Tod nach dir greifen, Mephis!«

Das Gesicht des Diktators hatte sich angstvoll verzerrt; er versuchte etwas zu sagen, doch kein Laut kam über die bleichen Lippen. Er erhob sich und deutete auf Torko, versuchte ihn dazu zu bringen, mit der Folterung zu beginnen. Torko blickte mich zitternd an, während die anderen Mephis beobachteten. In diesem Augenblick ertönte eine ohrenbetäubende Explosion, die das Gebäude erzittern ließ. Duare war endlich zum Angriff übergegangen! Aber sie warf ihre Bomben nicht über dem Palast ab, sondern über dem

Gefängnis! Wahrscheinlich kam sie mit meiner Skizze nicht zurecht.

»Ich habe euch gewarnt!« brüllte ich. »Die Stadt wird dem Erdboden gleichgemacht, wenn du uns nicht freiläßt und uns ein Boot gibst.«

»Niemals!« brüllte Mephis. »Bringt sie um!« Mit diesen Worten griff er sich an die Kehle, keuchte und fiel vornüber auf den Tisch.

Die Zanis stürzten zu ihm. Wieder schlug eine Bombe ein, und die Explosion warf uns zu Boden. Spehon sprang sofort auf.

»Mephis ist tot!« brüllte er. »Spehon ist der neue Herrscher von Korval!«

»Maltu Spehon!« brüllten die Zanis. Wieder explodierte eine Bombe.

»Raus hier!« brüllte Spehon. »Besorgt ihnen ein Boot! Schnell!«

Man schaffte uns sehr schnell aus dem Gefängnis, gewiß, aber wir waren noch lange nicht in Sicherheit. In dichter Folge fielen die Bomben. Ober uns kreiste der Anotar wie ein Raubvogel, und der Anblick hatte etwas ungemein Beruhigendes. In aller Eile beschaffte man uns ein ziemlich großes Fischerboot, das sogar zwei Segel hatte. Als wir uns langsam von der Küste entfernten, sah ich, wie Duare in einer eleganten Spirale auf uns zuhielt;

sie wollte wissen, wer sich in dem Boot befand. Sie umkreiste uns ein paarmal und flog dann zur Stadt zurück. Ich wunderte mich, warum sie uns nicht aufs Meer hinaus folgte, um uns dort an Bord zu nehmen, aber als gleich darauf weitere Bomben in der Stadt explodierten, erriet ich die Wahrheit: sie hatte mich nicht erkannt. Natürlich konnte sie nicht damit rechnen, daß ich in Begleitung war. Außerdem hielt sie nach einem Mann mit einem Flughelm Ausschau und hatte sich durch meinen Zani-Haarschnitt sicher täuschen lassen.

Ich erklärte Zerka und Mantar unsere Lage, die ziemlich hoffnungslos war. Wir konnten nicht zur Küste zurück, weil die Zanis sicher darüber wütend waren, daß das Bombardement nicht nach unserer Freilassung aufgehört hatte. Und wir konnten auch nicht im Hafen warten, weil man uns dann bestimmt wieder eingefangen hätte.

Wir entschlossen uns, die Bucht zu verlassen und außer Sichtweite der Stadt darauf zu warten, daß sich Duare noch einmal um uns kümmerte. Wir umrundeten die Landzunge und gingen vor der Küste vor Anker. Von hier aus konnten wir den Anotar über der Stadt kreisen sehen und hörten von Zeit zu Zeit auch die Detonationen. Aber am späten Nachmittag mußten wir mit ansehen, wie sich das Flugzeug in Richtung Sanara entfernte.

## 16

Ich überwand meine Verzweiflung schnell, denn es hätte uns viel schlimmer gehen können. Ich schlug mir alle Gedanken an die Folterkammer, der wir nur mit knapper Not entgangen waren, aus dem Kopf und dachte an die unmittelbare Zukunft. Wir hatten weder Nahrungsmittel noch Wasser und verfügten auch nicht über Waffen. Das Boot war zwar einigermaßen seetüchtig, aber wir lagen vor einer feindlichen Küste. Sanara war etwa achthundert Kilometer entfernt und befand sich vielleicht schon in der Hand des Feindes. Was das schlimmste war – auch Duare schwebte in Gefahr. Sie würde natürlich nicht in Sanara landen, ehe sie genau wußte, ob Muso gestürzt war oder nicht. Was sollte sie aber tun, wenn er sich gehalten hatte? Sie mußte mich für tot halten; das war ein schlimmer Gedanke. In dieser Beziehung hatte ich es ein wenig besser; ich wußte wenigstens, daß sie lebte. Wenigstens hatte sie ihren Vater bei sich, der ihr aber wenig helfen konnte.

Als der Anotar am Horizont verschwand, machte ich mich daran, Segel zu setzen.

»Wohin fahren wir?« fragte Zerka.

»Nach Sanara.«

Sie nickte. »Ich habe nur aus Neugier gefragt. Ich komme mit, wohin Sie auch fahren. Sie haben uns das Leben gerettet, mehr können wir nicht verlangen.«

»Vielleicht ist es so am besten«, erwiderte ich. »Es wäre schwierig gewesen, sieben Leute im Anotar unterzubringen.«

Eine frische Brise führte uns an der Küste entlang, und am nächsten Morgen suchten wir uns eine Landestelle, wo wir unser Lager aufschlagen und uns für die lange Reise wappnen konnten. Nach einiger Zeit fanden wir eine Bucht, die die Mündung eines kleinen Flusses bildete und die von Bäumen und Büschen umstanden war. Hier stießen wir auch auf Pflanzen, deren Stiele etwa dreißig Zentimeter Durchmesser hatten und sich gut zu Trinkgefäßen verarbeiten ließen, in denen wir Wasser transportieren konnten.

Nüsse und Früchte bildeten unsere Nahrungsmittelvorräte, und schließlich fehlten uns nur noch geeignete Waffen. Wenn wir ein Messer gehabt hätten, hätten wir dem Mangel sehr schnell abhelfen können, denn Pfeile, Bogen und Speere lassen sich leicht schnitzen. Mantar und ich diskutierten lange über dieses Problem, denn

wenn wir einmal länger an Land blieben, brauchten wir dringend Waffen. Auch wenn wir Fleisch haben wollten, waren wir darauf angewiesen. Wir suchten gemeinsam die Küste ab und fanden schließlich einige scharfkantige Steine und Muscheln.

Ich möchte hier nicht näher auf unsere Methoden eingehen; jedenfalls war es ein höchst primitives Arbeiten, das große Geduld und Geschicklichkeit erforderte. Mit der Hilfe von Feuer gelang es uns, eine Anzahl von Speeren, Pfeilen, Bögen und Holzmessern herzustellen. Wir fertigten auch zwei lange Harpunen für den Fischfang an.

Auf diese Weise vorbereitet, setzten wir unseren Weg fort. Das Glück blieb uns treu; der Wind hielt sich, und obwohl er manchmal unangenehm heftig blies, hatten wir doch keine Probleme mit dem Schiff. Wir hätten auch sehr ungern an der Küste Schutz gesucht; oft genug kamen wir ziemlich dicht unter Land und konnten manchmal wilde Tiere beobachten, die uns sicher große Schwierigkeiten gemacht hätten. Die großen Seebewohner behelligten uns dagegen nicht. Beim Fischfang beschränkten wir uns auf die kleineren Arten und reicherten unseren Speisezettel damit an.

Hätte ich nicht ständig an Duare denken müssen, wäre die Reise sicher ganz angenehm gewesen. Aber so brannte mir die Zeit unter den Nägeln, und ich haderte mit jeder kleinen Verzögerung.

Am Abend des sechsten Tages erblickte ich am nächtlichen Himmel den Schimmer eines blauen Leuchtzeichens, dem zwei weitere folgten. Der Feind ging offenbar in die Falle, in der wir Muso fangen wollten! Wenn ich nur gewußt hätte, ob es das erste, zweite oder dritte Zeichen war! Eigentlich machte es nichts aus, da es sowieso noch mindestens zwei Tage dauern würde, bis wir Sanara erreichten.

Am nächsten Abend warteten wir auf eine Wiederholung des Zeichens, dessen Bedeutung ich Zerka und Mantar erklärt hatte. Aber es geschah nichts, und so kam ich zu der Überzeugung, daß Muso heute abend in die Falle gehen würde. Wie gern wäre ich dabei gewesen!

Aber jetzt machte uns die Natur einen Strich durch die Rechnung; das Wetter verschlechterte sich. Es wurde stürmisch. Wir flohen vor einem Hurrikan in eine geschützte Bucht und mußten vor Anker gehen. Dabei war Sanara nur noch eine Tagesreise entfernt! Die Verzögerung ärgerte midi sehr, aber ich konnte nichts dagegen tun. Gegen die Kräfte der Natur waren wir machtlos. Während unseres zwangsweisen Aufenthalts stellten wir Überlegungen an, wie wir nach Sanara hineinkommen wollten. Immerhin galt es, die Linien der Zani-Truppen zu überwinden, die die Stadt belagerten. Wir kamen zu dem Schluß, daß unsere Chancen ziemlich schlecht standen. Es blieb uns

nichts anderes übrig, als unseren Weg forzusetzen und auf günstige Umstände zu hoffen, die uns die Situation erleichtern würden.

Am Abend des dritten Tages ließ der Sturm plötzlich nach, und obwohl das Meer noch ziemlich bewegt war, verließen wir unseren Hafen und nahmen erneut Kurs auf Sanara. Die Wellen waren wie eine gewaltige graue Armee, die sich Bataillon um Bataillon auf die Küste stürzte und der wir irgendwie im Wege waren. Und doch kamen wir ohne Zwischenfälle durch, und als der Morgen heraufdämmerte, kreuzten wir vor der Mündung des Flusses, an dem Sanara liegt.

»Jetzt können wir nur noch auf unser Glück hoffen«, sagte ich verzweifelt.

»Wenn wir überhaupt weiterkommen wollen, sollte ich versuchen, mich heute nacht durch die Zani-Linien zu schleichen und in die Stadt zu gehen«, sagte Mantar. »Auch so stehen die Chancen sehr schlecht, aber was wollen wir tun? Ich bin in der Stadt ziemlich bekannt, und man würde mir sicher Glauben schenken. Selbst wenn Muso noch Jong wäre, würde mir nichts geschehen – was man in Ihrem Fall nicht sagen kann, Carson. Wenn ich erst einmal in der Stadt bin, läßt es sich leicht einrichten, daß Ihre Frau mit dem Flugzeug startet und Sie und Zerka aufnimmt.«

»Aber wenn Muso noch Jong ist, werden Sie sie sicher nicht finden!«

»Das muß ich eben feststellen«, erwiederte er.

»Was wir auch tun – vor heute abend können wir nichts unternehmen. Vielleicht fällt uns bis dahin ein besserer Plan ein.«

Ziellos kreuzten wir an der Küste hin und her; das Meer hatte sich wieder etwas beruhigt. Der Tag verging sehr langsam. Am späten Vormittag deutete Zerka plötzlich aufgeregt zum Himmel; und als ich mich umsah, erblickte ich den Anotar, der eben in Sanara gestartet war. Das konnte nur zweierlei bedeuten – daß Duare noch am Leben war und daß man Muso gestürzt hatte. Außer Duare wußte niemand mit dem Flugschiff umzugehen, und wenn Muso noch an der Macht gewesen wäre, hätte er sie niemals fliegen lassen.

Gleich darauf stellten wir fest, daß das Flugzeug in unsere Richtung hielt, und wir machten Anstalten, Duare auf uns aufmerksam zu machen. Ich strich die Segel und stülpte einen hölzernen Wasserbehälter über unsere Harpunenspitze. Als der Anotar näher kam, begannen Mantar und ich das dürftige Signal hin und her zu schwenken.

Nach dem Start hatte Duare das Schiff steigen lassen und befand sich schon in beträchtlicher Höhe. Wenn sie uns überhaupt wahrnahm, mußten wir ein winziges Pünktchen für sie sein. Jedenfalls reagierte sie nicht auf unsere Zeichen. Ich fragte mich, wieso sie auf das Meer hinausflog, und wartete

darauf, daß sie im Bogen zurückkam. Aber sie hielt den Kurs. Wortlos sahen wir zu, wie das Flugzeug zu einem winzigen Punkt wurde und schließlich verschwand.

Mir sank das Herz, denn ich ahnte die Wahrheit. Duare hielt mich für tot und flog jetzt mit ihrem Vater zurück nach Vepaja! Ich würde sie niemals wiedersehen, denn wie konnte ich ihr folgen – und was konnte es mir nützen, wenn ich die unvorstellbare Entfernung doch irgendwie überwand? Mintep würde mich umbringen, ehe ich Duare überhaupt zu Gesicht bekam. Niedergeschlagen starrte ich auf das Meer hinaus. Zerka legte mir tröstend die Hand auf den Arm eine Geste des Mitleids und der Freundschaft.

Nach einiger Zeit raffte ich mich dazu auf, wieder die Segel zu setzen, und hielt auf die Küste zu. Als wir uns dem Land näherten und es offensichtlich wurde, daß ich flußaufwärts segeln wollte, fragte mich Mantar nach meinen Plänen.

»Ich schleiche mich durch die Zani-Linien in die Stadt«, erwiderte ich.

»Sind Sie verrückt geworden?« fragte er. »In der Nacht hätten Sie vielleicht eine Chance – aber bei Tageslicht...? Man wird Sie fangen, und wenn man Sie hier an der Front nicht erkennt, wird in Amlot später sicher um so mehr Freude herrschen.«

»Nein«, sagte ich. »Ich komme entweder durch – oder nicht. Aber nach Amlot gehe ich nicht zurück.«

»Sie sind jetzt verzweifelt. Sie dürfen Ihr Leben nicht sinnlos wegwerfen. Vielleicht kehrt Ihre Prinzessin zurück!«

Ich steuerte das Boot dicht ans Flußufer und sprang ans Land.

»Halten Sie sich in der Nähe!« wandte ich mich an Mantar. »Ich werde Ihnen ein Zeichen geben, wenn ich hineingekommen bin – beobachten Sie die Stadt. Ich werde auf jeden Fall versuchen, Zerka und Sie nachkommen zu lassen. Auf Wiedersehen!«

Ich hatte ziemlich weit in die Flußmündung eindringen müssen, so daß die Stadt nicht mehr allzuweit entfernt war. Ich wanderte offen darauf zu, ohne mich um eine Deckung zu bemühen. Nach meinen Berechnungen mußte ich dicht hinter den Linien der Zanis sein, aber von Truppen und sonstigem militärischem Gerät war keine Spur zu entdecken. Schließlich erreichte ich die Stellungen, die die *Zanis* monatelang besetzt gehalten hatten, aber es war kein Mensch zu sehen. Die Belagerung war aufgehoben – die *Zanis* waren verschwunden!

Ich machte auf dem Absatz kehrt, rannte zum Fluß zurück und teilte Mantar meine Entdeckung mit. Er wollte mir zuerst nicht glauben. Ich ging wieder an

Bord, und wir segelten weiter flußaufwärts. Etwa einen halben Kilometer vor der Stadt gingen wir an Land und näherten uns dem nächstgelegenen Tor. Von der Mauerkrone starrten mißtrauisch einige Stadtbewohner herab, die uns aufgrund unserer Frisuren und Umformen für Zanis halten mußten.

Mantar und ich machten das Zeichen des Friedens und wurden von dem Posten angerufen. »He, Zanis! Was wollt ihr hier in Sanara – als Verräter erschossen werden?«

»Wir sind keine Zanis«, erwiderte ich. »Wir wollen mit Taman sprechen.«

»So?« lachte er. »Ihr seid also keine Zanis – o nein, wirklich nicht! Glaubt ihr, daß wir keine Zanis erkennen, wenn wir welche sehen?«

»Ich bin Carson von der Venus!« sagte ich. »Lassen Sie das Taman ausrichten!«

Bei diesen Worten verschwand er von der Mauer und kam mit einigen Kriegern vor das Tor. Er war einer der Offiziere, die mich auf meinen ersten Feindflügen begleitet hatten. Ich stellte ihm Zerka und Mantar vor, für die ich mich verbürgte, und er gestattete uns den Eintritt in die Stadt und wollte uns persönlich zu Taman begleiten.

»Eine Frage – ist Muso noch Jong in dieser Stadt?«

Er lächelte. »Ich kann verstehen, daß Sie gerade das wissen wollen«, erwiderte er, »und ich kann Sie beruhigen. Muso ist nicht mehr an der Macht. Taman ist jetzt König.«

Das war eine sehr erfreuliche Nachricht. Endlich hatte ich eine Stadt gefunden, in der ich mich zu Hause fühlen konnte. Wäre unser Plan fehlgeschlagen, hätte mich Muso sicher gezwungen, meine unstete Wanderschaft fortzusetzen. Nirgendwo hatte ich bisher Sicherheit gefunden; nicht in Kooaad, der reizvollen Baumstadt, in der mich sogar meine Freunde hätten verraten müssen, weil ich ihre Prinzessin liebte und von ihr wiedergeliebt wurde; nicht in Kapdor, der thoristischen Stadt in Noobol, in der man mich in den Raum der sieben Türen gesperrt hatte; nicht in Kormor, Skols Totenstadt, aus der ich Duare und Nalte entführt hatte; nicht in Havatoo, der utopischen Stadt am Ufer des Todesflusses; nicht in Amlot, wo mich die Anhänger Spehons zerfleischen würden. Nur Sanara war mir geblieben.

Aber wie sehr ich mich in dieser Stadt auch zu Hause fühlen mochte – vollkommen würde mein Glück niemals sein, denn Duare war nicht mehr bei mir, um es mit mir zu teilen. Ich betrat daher die Stadt in recht bedrückter Stimmung.

Wir wurden in militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, und bald hatte sich eine große

Menschenmenge eingefunden, die uns schimpfend und johlend folgte. Natürlich hielt man uns für Zanis, was unsere Wächte, richtigzustellen versuchten. Aber ihre Stimmen gingen in dem Tumult unter.

Als man Taman berichtete, daß ich nach Sanara zurückgekehrt sei, ließ er uns sofort vor. Er kannte die Toganja Zerka und versprach ihr, daß sie und Mantar in Sanara willkommen wären. Als er von den Zwischenfällen auf der Straße hörte, ließ er für Mantar und mich sofort Perücken beschaffen. Schließlich wurden meine Freunde in ihre neuen Quartiere geführt, während mich Taman zu seiner Frau brachte. Ich wußte, daß er mir von Duare berichten wollte, und ich brannte darauf, Näheres zu erfahren.

Jahara begrüßte mich mit großer Freundlichkeit und bot mir einen Platz an. Ihre Tochter Nna begrüßte mich ebenfalls kurz und zog sich dann zurück.

Als wir endlich allein waren, wandte ich mich an Taman. »Erzählen Sie mir von Duare«, sagte ich. »Ich habe heute morgen den Anotar starten sehen. Nur Duare und ich können mit den Kontrollen umgehen, also muß sie das Flugzeug auf den Ozean hinausgesteuert haben.«

»Sie haben recht«, erwiderte er, »es war Duare.«

»Und sie brachte ihren Vater zurück nach Vepaja?«

»Ja. Mintep zwang sie praktisch dazu. Sie hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Sie vielleicht am Leben wären, und sie wollte unbedingt hierbleiben. Sie hatte sogar die Absicht, nach Amlot zurückzufliegen und das Bombardement so lange fortzusetzen, bis man Sie freiließe, aber Mintep ließ das nicht zu. Er schwor, daß er Sie auf der Stelle umbringen würde, wenn Sie noch lebten. Als Vater hätte er Ihnen zwar sehr viel zu verdanken, aber als Jong seines Landes müßte er Sie vernichten, weil Sie es gewagt hatten, sich seiner Tochter zu nähern. Schließlich gab er ihr den Befehl, ihn nach Vepaja zurückzubringen und sich dort einem Ehrengericht zu stellen. Immerhin hat sie eines der ältesten Tabus Vepajas gebrochen..«

»Das bedeutet ihren Tod.«

»Das wußte sie ebenso wie Mintep, aber beiden kam es nicht in den Sinn, sich diesen Konsequenzen zu entziehen. Wenn Duare *gewußt* hätte, daß Sie wiederkämen, hätte sie es sicher nicht getan. Aber so kehrte sie lieber in ihre Heimat zurück in dem Bewußtsein, sterben zu müssen. Wie sie mir sagte, wollte sie ohne Sie nicht weiterleben. Ich weiß nicht, was Mintep getan hätte, wenn sie wirklich widerspenstig gewesen wäre. Vielleicht hätte er sie umgebracht, obwohl er sie liebte. Ich war jedenfalls

auf diese Möglichkeit vorbereitet und wollte ihn notfalls sogar einsperren, um das Mädchen zu schützen. Es war eine sehr unglückliche Situation. Mintep war eigentlich ganz vernünftig und intelligent und umsorgte seine Tochter mit aller Zuvorkommenheit und Liebe, derer ein Vater fähig ist. Aber wenn es um diesen Aspekt des vepajanischen Lebens ging, dann wurde er zu einem Fanatiker, wie ich bisher keinen zweiten erlebt habe. Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie beide sich im Anotar vertragen hätten, wenn die Rettung wirklich nach Plan verlaufen wäre.«

»Aber leider ging es schief. Ich habe zwar plangemäß mit dem Boot abgelegt, aber Duare konnte mich nicht erkennen, weil man mir den Flughelm abgenommen hatte.«

»Ja, sie hat Sie gesehen«, sagte Taman. »Sie berichtete von drei Zanis in einem Boot. Jedenfalls nahm sie an, daß man Sie getötet hätte, und bombardierte die Stadt, bis ihr Vorrat an Bomben erschöpft war. Dann flog sie mit Mintep, Ulan und Legan zurück und hielt sich einige Tage in der Nähe Sanaras auf, bis wir ihr das vereinbarte Freizeichen gaben.«

»Und was ist mit Muso? Wie ich schon am Tor hörte, ist er nicht mehr Jong.«

»Ja, wir haben ihn gefangengesetzt«, erwiderte Taman. »Aber er hat natürlich noch eine Reihe von Anhängern in der Stadt, die durch seinen Sturz

besonders gefährdet und daher äußerst verzweifelt sind. Gestern abend gelang es ihnen, Muso aus dem Gefängnis zu befreien und irgendwo in der Stadt zu verstecken. Er wird wahrscheinlich versuchen, Amlot zu erreichen und dort Jong zu werden; aber er weiß nicht, was wir wissen – daß nämlich Mephis tot ist und daß nach seinem Tod die Gegenrevolution völlig mit den Spitzen der Zani-Hierarchie aufräumte. Dazu trug nicht zuletzt die Tatsache bei, daß auch in den Reihen der Zanis viele mit der Regierung nicht mehr einverstanden waren. Gestern morgen sind die Neuigkeiten offenbar auch bis zur Armee vorgedrungen, denn die Soldaten verließen ihre Stellungen vor der Stadt und begannen den Rückmarsch nach Amlot.«

»Dann ist der lange Bürgerkrieg also endlich vorbei«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte Taman, »und ich hoffe, Amlot bald wieder zur Hauptstadt zu machen. Ich habe eine allgemeine Amnestie erlassen, die nur die obersten Spitzen der Zani-Organisation und alle diejenigen ausklammert, die tatsächlich verbrecherische Handlungen begangen haben. Ich hoffe, daß ich meinen Boten in einigen Tagen mit einer starken Armee folgen kann, und ich würde es begrüßen, wenn Sie mich bei dieser Gelegenheit begleiten, mein Freund, um in Amlot die Ehrungen entgegenzunehmen, die Ihnen zustehen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Bitte glauben Sie nicht, daß ich Ihre Großzügigkeit nicht zu schätzen wüßte«, sagte ich. »Aber Sie werden sicher verstehen, daß mir diese Ehrungen ohne meine Prinzessin nichts bedeuten könnten.«

»Aber warum nicht?« drängte er. »Sie müssen irgendwie weiterleben, und das kann ebensogut in Ehre und Wohlhabenheit geschehen. Was für Pläne könnten Sie sonst wohl haben?«

»Ich will Duare nach Vepaja folgen.«

»Unmöglich!« rief er. »Wie können Sie hoffen, dieses Land jemals zu erreichen? Im letzten Krieg wurde fast jedes seetüchtige korvanische Schiff vom Feind erobert oder vernichtet!«

»Ich benutze das Boot, in dem ich gekommen bin«, sagte ich.

»Das ist doch nur ein Fischerboot!« rief er aus. »Eine kleine Nußschale! Damit überleben Sie keinen Sturm!«

»Ich werde es trotzdem versuchen!«

Er schüttelte traurig den Kopf. »Ich wünschte, ich könnte Sie von diesem Vorhaben abbringen, nicht nur wegen unserer Freundschaft, sondern weil Sie Korva sehr viel nützen könnten.«

»Aber wie denn?«

»Indem Sie uns zeigen, wie man Anotars baut und fliegt.«

»Das ist eine reizvolle Aufgabe«, erwiderte ich, »aber ich würde nie zur Ruhe kommen, wenn ich nicht alles Menschenmögliche versuchte, um Duare zu retten.«

»Ich kann Ihnen das nicht verdenken und werde keine Einwände mehr vorbringen. Wir wollen aber wenigstens die Zeit bis zu Ihrer Abreise möglichst gut nutzen.«

Am Abend aßen Zerka, Mantar und ich im großen Bankettsaal des Palasts zusammen mit Taman, Jahara und einer illustren Gesellschaft. Die meisten Anwesenden waren mir bekannt, während ich den Würdenträgern wie ein Fremder vorzukommen schien; immer wieder streiften mich verwunderte Blicke. Wie ich mir später klarmachte, war diese Tatsache einmal auf meine schwarze Perücke zurückzuführen, die mich entstellte, und zum anderen darauf, daß ich in den letzten Wochen abgenommen hatte; zu anstrengend waren meine Abenteuer gewesen.

Während des Essens bestritten Zerka, Mantar und ich fast das gesamte Tischgespräch. Immer wieder drängte man uns, ja auch keine Kleinigkeit auszulassen. Man war besonders an Zerkas Beschreibung der seltsamen Methoden interessiert, mit denen die Revolutionäre ihre

Operationen durchgeführt hatten – trotz des hochwirksamen Spionagesystems der Zanis. Sie erzählte gerade eine besonders spannende Episode, als ein erregter Bediensteter in den Saal geeilt kam und Taman etwas zuflüsterte. Dieser wurde bleich, erhob sich, nahm Jahara bei der Hand und verließ mit ihr den Saal. Wenngleich dieser Vorgang das Ende des Banketts anzeigen, blieben wir alle sitzen. Wir spürten, daß etwas nicht stimmte. Gleich darauf kehrte Taman zurück. »In diesem Saal«, sagte er vom Kopfende des Tisches, »sind heute meine treuesten Untertanen und besten Freunde versammelt. Ich wende mich in einem Augenblick größter Sorge an Sie, um Ihre Hilfe zu erbitten. Die Janjong Nna ist aus dem Palast entführt worden.«

Bei diesen Worten erhob sich ein erschrecktes Raunen.

»Die Entführung ist mit der Unterstützung eines Bediensteten dieses Hofes bewerkstelligt worden. Zwei Wächter sind dabei umgekommen.«

Jemand murmelte: »Muso!« – einen Gedanken, den wir alle hatten. In diesem Augenblick kam ein Offizier hereingeeilt und reichte Taman eine Nachricht. »Das wurde im Zimmer der Janjong gefunden«, erklärte er.

Taman las die Botschaft und blickte uns an. »Sie haben recht. Er droht, meine Tochter umzubringen,

wenn ich nicht abdanke und ihm Gefolgschaft schwöre.«

Sprachlos starrten wir uns an. Was hätten wir auch sagen können? Konnten wir einem Vater raten, seine geliebte Tochter aufzugeben?

»Ist in dem Brief angegeben, wann Sie Ihre Entscheidung spätestens treffen müssen?« fragte General Varo.

Taman nickte. »Ja, morgen früh um neun. Ich muß vom Palastdach einige Ballons steigen lassen.«

»Dann haben wir rund elf Stunden Zeit. Taman, Sie dürfen die Antwort erst im letztmöglichen Augenblick geben. Wir werden inzwischen sehen, was wir tun können.«

»Ich vertraue Ihnen die Sache an, Varo«, sagte Taman müde, »bis acht Uhr. Halten Sie mich auf dem laufenden, aber bringen Sie meine Tochter nicht in Gefahr.«

Es blieb uns nichts anderes übrig, als eine Durchsuchung der Stadt zu organisieren, und Varo brachte jeden erreichbaren Soldaten auf die Beine.

Ich erbat die Erlaubnis, mich den Suchgruppen anzuschließen, kehrte in mein Quartier zurück und ließ mir von meinem Bediensteten ein altes Gewand besorgen, wie es von den gewöhnlichen Bürgern der Mittelklasse getragen wurde. Ich hatte einen Plan.

Ich kannte einige ziemlich heruntergekommene Lokale, in denen sich die Unterwelt der Stadt traf, und ich dachte, daß ich vielleicht etwas über das Verbrechen erfahren konnte. Vielleicht führte mich irgendein Hinweis auf die richtige Spur.

Ich näherte mich schließlich den Armenvierteln am Fluß, wo die Fischmärkte abgehalten wurden, und wo sich die Seeleute vor dem Krieg ihre Faustkämpfe geliefert hatten. Jetzt war es hier ziemlich ruhig, aber viele der alten Spelunken existierten noch und wurden von der Unterwelt frequentiert. Ich wanderte von einem Lokal zum nächsten, nahm hier einen Drink, machte da ein kleines Spielchen mit und versuchte mitzubekommen, was gesprochen wurde. Es wurde viel von der Entführung der Prinzessin geredet, aber ich bekam nichts zu hören, was mich irgendwie weiterbrachte.

Ich war schon ziemlich entmutigt, als ich gegen sieben Uhr morgens in einer Spelunke dicht am Fluß saß und den Beschwipsten spielte. Ich ließ mich zu einem Spiel verführen, das mit einer Art Würfel gespielt wurde. Ich verlor ständig und bezahlte gutmütig meine Spielschulden.

»Du mußt ja ein ganz Reicher sein«, sagte ein häßlicher Bursche neben mir.

»Ich weiß schon, wie man Geld macht«, sagte ich.  
»Gerade heute nacht hab' ich einen ganzen Batzen

gekriegt. Vielleicht hängt man mich dafür noch auf – also unter die Leute damit!«

»Das ist vernünftig!« stimmte er mir zu. »Aber wie hast du das gemacht?«

»Das werd' ich dir gerade sagen. Ich will doch meinen Kopf nicht riskieren!«

»Ich glaub', ich weiß, wie du ans Geld gekommen bist«, schaltete sich ein Dritter ein. »Und ich kann schwören, daß du dich nicht lange dran freust – es sei denn...«

»Es sei denn – was?« fragte ich mürrisch.

»Ach, du weißt schon – ebenso wie Prunt und Skrag. Sie holen sich gerade den Rest.«

»O wirklich?« fragte ich. »Aber ich hab' meinen Rest noch nicht. Ich weiß nicht, wo ich ihn holen kann. Wahrscheinlich wollen sie mich 'reinlegen. Naja, ich hab' ja schon 'ne ganze Menge.« Ich erhob mich und ging schwankend zur Tür. Ich wußte nicht, ob ich auf der richtigen Spur war, aber ich durfte keine Möglichkeit auslassen. Jedenfalls war die Entführung sicher das schwerste Verbrechen, das seit langem in der Stadt verübt worden war, und mein kleiner Akt sollte mich damit in Verbindung bringen.

Ich hatte kaum die Tür erreicht, als ich eine Hand auf dem Arm spürte. »Moment«, sagte der Mann,

mit denn ich mich eben unterhalten hatte. »Wir müssen uns mal aussprechen, mein Freund.«

»Worüber?« fragte ich.

»Du erwartest Geld«, begann er. »Was würdest du mir geben, wenn ich dich an die Stelle führe, wo du's cassieren kannst?«

»Hm, wenn du das wirklich machst, die Hälfte«, erwiderte ich.

»Gut, für die Hälfte tu ich's, obwohl's eine sehr schlechte Nacht dafür ist. Wegen der Entführung wird die ganze Stadt durchsucht. Die Jungs haben sicher 'ne Menge dafür cassiert. Was ihr für die Ermordung des alten Kurch gekriegt habt, macht sich neben Musos Prämie sicher rar.«

Ich war also auf der falschen Spur! Wie sollte ich mich jetzt verhalten? Der Bursche war offensichtlich betrunken und schien etwas über den Entführung Nnas zu wissen – aber wieviel? Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Stier bei den Hörnern zu packen.

»Wie kommst du eigentlich darauf, daß ich etwas mit dem Mord an Kurch zu tun hatte?« fragte ich.

»Hast du das denn nicht?« fragte er.

»Aber natürlich nicht«, erwiderte ich. »Hab' ich auch nie behauptet!«

»Aber wie kommst du zu soviel Geld?«

»Glaubst du etwa, daß außer der Kurch-Sache nichts stattgefunden hat?«

»An großen Sachen gab's heute nur zwei«, sagte er. »Wenn du mit dem anderen Job zu tun hast, müßtest du eigentlich wissen, wohin.«

»Aber ich weiß es nicht!« sagte ich wütend. »Ich glaube, man will mich 'reinlegen. Ich sollte mein Zeug hier unten bekommen, aber es ist niemand gekommen. Ich weiß auch nicht, wohin man das Mädchen bringen wollte. Ich würde viel darum geben, wenn ich es wüßte. Wenn ich die Burschen aufstöbere, rücken sie bestimmt mit dem Geld 'raus – oder...« Ich berührte mein Schwert.

»Wieviel kriege ich?« fragte er.

»Du weißt ja doch nicht, wo sie sind!« sagte ich.

»O wirklich? Zeig mir mal, wieviel Geld du hast. Wenn sich's lohnt, weiß ich viel!«

»Wenn du mir wirklich helfen kannst«, sagte ich, »gebe ich dir vielleicht fünfhundert Pandar.«

»Soviel hast du doch nicht«, sagte er.

Ich klimperte mit den Münzen in meiner Tasche.  
»Na, hört sich das nicht gut an?«

»Klimpern kann man viel«, erwiderte er.

»Komm nach draußen, dann zeig ich's dir.«

Ein gieriges Glitzern trat in seine Augen, als wir auf die Straße gingen. Ich drückte mich in eine dunkle Ecke und zählte ihm fünfhundert Pandar auf die Hand. Ehe er das Geld in die Tasche stecken konnte, zog ich meine Pistole und preßte ihm den Lauf in die Seite.

»Also los«, sagte ich. »Du bringst mich jetzt zum Versteck des Mädchens, und mach keine Dummheiten! Wenn du dein Versprechen hältst, kannst du das Geld behalten, wenn du mich ‘reinlegen willst oder das Mädchen nicht findest, bist du geliefert!«

Er lächelte mich gequält an und setzte sich langsam in Bewegung. Gleichzeitig zog ich ihm die Pistole aus dem Halfter. Ich gedachte kein Risiko einzugehen.

»Du bist richtig, Kollege«, sagte er. »Wenn du mit dieser Sache fertig bist, möcht’ ich mit dir arbeiten. Du bist schnell und weißt, was du tust. Dich legt so leicht keiner ‘rein.«

»Danke«, sagte ich. »Wir können uns ja morgen abend hier wieder treffen und darüber reden.«

Er führte mich am Fluß entlang zu einem alten, verlassenen Gebäude. An einem Ende erhob sich ein riesiger Ofen mit einer Brennkammer, die sechs Menschen Platz geboten hätte. Vorsichtig blieb er stehen und sah sich um.

»Sie ist da drin!« flüsterte er. »Die Brennkammer hat auch einen Zugang vom Gebäude. Jetzt gib mir meine Pistole wieder und laß mich gehen.«

»Nicht so schnell!« sagte ich. »Wir hatten vereinbart, daß du mir das Mädchen zeigst. Los, hinein.«

Er zögerte, und ich versuchte ihm mit dem Pistolenlauf anzutreiben. »Sie werden mich umbringen!« wimmerte er.

»Wenn du mir das Mädchen nicht bald zeigst, brauchen sie das nicht mehr«, drohte ich. »Halte jetzt den Schnabel. Wenn ich allein da 'reinsteigen muß, bleibst du als Leiche zurück.«

Zitternd kroch er hinein. Ich legte seine Pistole auf den Rand der Brennkammer und folgte ihm. Es war stockdunkel, und als wir uns durch die zweite Ofentür in das Innere des Gebäudes geschlichen hatten, wurde es auch nicht besser. Ich mußte meinen Begleiter festhalten, damit er mir nicht entwischte. Eine volle Minute lang standen wir lauschend in der Dunkelheit, und ich glaubte das Gemurmel von Stimmen zu hören. Mein Führer bewegte sich vorsichtig vorwärts. Offenbar kannte er sich aus. Wir erreichten schließlich eine Wand mit einer verriegelten Tür.

»Falls wir fliehen müssen!« flüsterte er und schob den Riegel zurück. Nach meiner Schätzung mußte die Tür auf die Straße führen.

Dann wandte er sich um und ging diagonal durch den Raum zur gegenüberliegenden Wand. Mit äußerster Vorsicht öffnete er eine weitere Tür. Die Stimmen wurden lauter. Vor uns wurde ein Lichtstrahl sichtbar. Das Licht schimmerte durch ein Astloch in den Bodenbrettern.

Da ich mich hinlegen mußte, um nach unten zu blicken, zwang ich ihn, sich neben mich zu legen. Obwohl ich nicht viel erkennen konnte, wußte ich, daß ich praktisch am Ziel war. Zwei Männer saßen an einem Tisch und unterhielten sich – der eine war Muso! Das Mädchen war nicht zu sehen, aber sie konnte sich außerhalb meines kleinen Blickfeldes befinden.

»Wollen Sie sie wirklich umbringen?« fragte Musos Gegenüber.

»Wenn mir Taman keine positive Antwort gibt, werde ich nicht zögern«, erwiderte Muso. »Wenn sie sich nicht weigern würde, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, könnte sie sofort gehen. Ich weiß, daß er sich ihrem Flehen nicht widersetzen würde.«

»Tu's lieber«, sagte der andere Mann. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

»Nie!« sagte ein Mädchen, und ich wußte, daß ich Nna gefunden hatte.

»Du kannst jetzt gehen«, flüsterte ich meinem Begleiter zu. »Deine Pistole liegt draußen auf dem Rand der Brennkammertür. Moment noch! Wie komme ich da hinunter?«

»Hier rechts in der Ecke ist eine Falltür«, erwiderte er und zog sich lautlos zurück.

Es wurde bald Tag; ein erster Schimmer erhellte den Raum, in dem ich mich befand. Noch vierzig Minuten bis neun Uhr!

## 18

Vierzig Minuten! Wie konnte ich diese Zeit am besten nutzen, um die Prinzessin zu schützen? Hätte ich sie ein wenig eher gefunden, wäre es mir möglich gewesen, die Soldaten zu rufen. Vielleicht hätten die Entführer ihr Opfer nicht umgebracht, wenn sie genau wußten, daß sie nicht entkommen konnten. Ich mußte etwas unternehmen! Auf Händen und Knien kroch ich langsam in die Ecke des Raumes und tastete den Boden ab. Schließlich erreichte ich den Griff der Falltür, riß sie auf und sprang hindurch, die Pistole in der Hand. Ich berührte eben den Fußboden, als die Tür oben wieder zufiel. Zum Glück bewahrte ich das Gleichgewicht, und Muso und sein Gegenüber waren im ersten Augenblick zu überrascht, um an Gegenwehr zu denken. Ich sprang zurück und hob warnend die Pistole.

Erst jetzt bemerkte ich zwei weitere Männer, die am anderen Ende des kaum erleuchteten Raumes geschlafen hatten und jetzt aufsprangen. Sie ergriffen sofort ihre Waffen, und ich eröffnete das Feuer. Im gleichen Augenblick ließ sich Muso hinter dem Tisch zu Boden fallen, während sein Komplice ebenfalls auf mich zu schießen begann. Ich feuerte zurück

und tötete ihn. Wieso ich in dem kleinen Raum nicht getroffen wurde, werde ich wohl nie begreifen. Vielleicht waren die beiden Schläfer noch nicht richtig wach und der dritte Mann möglicherweise ein wenig zu nervös.

Jetzt hatte ich nur noch mit Muso zu tun. Ich befahl ihm, hinter dem Tisch hervorzukommen, und nahm ihm seine Pistole ab. Dann sah ich mich nach Nna um. Sie saß auf einer Bank auf der anderen Seite des Raums.

»Hat man Ihnen weh getan, Nna?« fragte ich.

»Nein. Aber wer sind Sie? Kommen Sie von meinem Vater?«

»Ich bin Ihr Freund«, sagte ich. »Ich bin gekommen, um Sie hier fortzuholen und in den Palast zurückzubringen.«

»Wer sind Sie und was wollen Sie?« fragte Muso, der mich in meiner schwarzen Perücke ebenfalls nicht erkannte.

»Ich werde Sie umbringen, Muso«, sagte ich. »Ich habe lange auf diese Gelegenheit gewartet.«

»Warum wollen Sie das tun? Ich habe der Prinzessin nichts getan. Ich wollte Taman nur dazu bringen, mir den Thron zurückzugeben, auf den ich Anspruch habe.«

»Sie lügen, Muso«, sagte ich. »Aber nicht allein deswegen werde ich Sie richten, sondern wegen einer Tat, die Sie schon begangen haben.«

»Was habe ich Ihnen denn getan? Ich habe Sie noch nie gesehen!«

»O doch. Sie haben mich nach Amlot geschickt und hofften, daß ich nicht wiederkäme. Und dann versuchten Sie mir die Frau zu stehlen.«

Seine Augen weiteten sich, und er sagte verblüfft: »Carson von der Venus!«

»Ja, Carson von der Venus. Ich werde Sie richten – nicht weil Sie mir haben schaden wollen, sondern weil Duare durch Ihr Verhalten so gequält wurde. Allein deswegen werden Sie jetzt sterben.«

»Sie wollen mich doch nicht kaltblütig erschießen?«

»Das müßte ich eigentlich, aber ich werde es nicht tun. Wir werden das Schwert entscheiden lassen. Ziehen Sie!«

Ich legte die Pistole neben Musos Waffe auf den Tisch und zog mein Schwert. Muso war kein schlechter Kämpfer, und als unsere Klingen zusammenprallten, begann ich zu ahnen, daß ich mir hier vielleicht mehr zugemutet hatte, als mir guttat. Ich kämpfte daher vorsichtig und hielt mich zurück. Auf diese Weise konnte ich zwar keinen

Vorteil gewinnen, machte mich jedoch mit seiner Angriffsmethode vertraut, die er selten variierte. Langsam begann ich mich dann einzusetzen, und er wurde nervös, als ich den Vorteil allmählich auf meine Seite zog. Schließlich bedrängte ich ihn so sehr, daß er zurückweichen mußte. Er trat neben den Tisch und schien sich auf einen Gegenangriff zu präparieren, doch plötzlich stieß er mir das Schwert direkt ins Gesicht. Gleichzeitig war das Zischen einer Strahlenpistole zu hören. Ich hatte gesehen, wie er die Hand nach meiner Waffe ausstreckte und glaubte schon getroffen zu sein. Doch mir war nichts geschehen; vielmehr sank Muso zurück, stürzte gegen den Tisch und fiel zu Boden. Als ich aufsah, erblickte ich Nna, die Musos Pistole in der Hand hielt. Sie hatte mir meine Rache genommen, mir aber auch das Leben gerettet!

Als ich sie so ansah, setzte sie sich plötzlich und brach in Tränen aus. Sie war nur ein kleines Mädchen, und die letzten Stunden waren einfach zuviel für sie gewesen. Aber sie beruhigte sich schnell wieder.

»Ich habe Sie wirklich nicht erkannt, bis dann Muso Ihren Namen nannte«, sagte sie leise. »Aber wir sind noch nicht in Sicherheit – seine Männer wollten um neun Uhr wiederkommen. Es muß bald soweit sein.«

»Allerdings«, erwiederte ich. »Beeilen wir uns.«

Aber schwere Schritte über uns verkündeten, daß es zu spät für uns war.

- »Setzen Sie sich wieder auf die Bank«, flüsterte ich. »Ich glaube, die kleine Falltür läßt sich recht gut verteidigen.« Hastig sammelte ich die Pistolen der Toten ein und ging in Stellung. Die Schritte machten neben der Falltür Halt.

»Hallo, Muso!« rief eine Stimme.

»Was wollen Sie von Muso?« fragte ich.

»Ich habe eine Nachricht für ihn.«

»Sagen Sie sie an! Wer sind Sie überhaupt?«

»Ich bin Ulan und gehörte zur Garde des Jong. Taman läßt Ihnen sagen, daß er Ihre Forderungen unter der Voraussetzung erfüllt, daß Nna unverletzt freigelassen und die Sicherheit der königlichen Familie garantiert wird.«

Ich atmete erleichtert auf. »Muso schert sich einen Dreck um Ihr Angebot!« sagte ich. »Kommen Sie, Ulan, und überzeugen Sie sich selbst, warum Muso nicht mehr interessiert ist.«

»Keine Tricks!« warnte der Offizier, hob die Falltür und stieg zu uns herab. Er riß erstaunt die Augen auf, als er die vier Toten erblickte und in einem von ihnen Muso erkannte.

»Ist Ihnen auch nichts geschehen, Janjong?« fragte er schließlich.

»Nein«, erwiderte Nna. »Aber hätte sich dieser Mann nicht für mich eingesetzt, wäre ich jetzt nicht mehr am Leben.«

»Wer sind Sie?« fragte er mich. Nna kicherte, und ich mußte lachen. »Was ist daran so lustig?« fragte er ärgerlich.

»Erinnern Sie sich nicht an mich?« fragte ich. »Daß Sie Ihre guten Freunde so schnell vergessen!«

»Ich habe Sie noch nie gesehen!« schnappte er.

»Wie, Sie haben Carson von der Venus noch nie gesehen?« fragte ich, und er mußte jetzt ebenfalls lachen, als er meine Verkleidung endlich durchschaute.

»Wie haben Sie dieses Versteck gefunden?« fragte ich ihn.

»Als Taman das vereinbarte Signal gab, hat mir ein Komplice Musos gesagt, wohin ich mich wenden sollte.«

So schnell wie möglich verließen wir den düsteren Keller und kehrten in den Palast zurück, wo die Wiedersehensfreude groß war. Ich habe kaum jemals einen dankbareren Mann als Taman erlebt, als er erfuhr, welche Rolle ich bei der Befreiung seiner Tochter gespielt hatte.

Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und zog mich in meine Räume zurück, doch schon gegen drei

Uhr nachmittags wurde ich von einem Bediensteten geweckt und in den Thronsaal gebeten. Hier war der Große Staatsrat an einem Tisch zu Füßen des Thrones versammelt, und überall im Raum drängte sich die Aristokratie Korvas.

Taman, Jahara und Nna saßen erhöht und überschauten die Versammlung. Neben ihnen stand ein vierter Sitz. Der Diener führte mich vor die Plattform und ersuchte mich niederzuknien. Ich glaube, Taman ist der einzige Mann auf zwei Welten, vor dem ich voller Stolz niederknien konnte, und so weigerte ich mich nicht.

»Um das Leben meiner Tochter zu retten«, begann Taman, »bot ich Muso im Einverständnis mit dem Großen Rat dieses Staates meinen Thron. Es ist der Wille des Großen Rates, dem ich mich nur zu gern anschließe, daß Ihnen die höchste Ehrung zuteil werden möge, die ein korvanischer Jong zu vergeben in der Lage ist. Ich erhebe Sie hiermit in den königlichen Stand, und da ich keinen Sohn habe, adoptiere ich Sie und gebe Ihnen den Titel Tanjong von Korva!« Dann erhob er sich, nahm mich bei der Hand und führte mich an den leeren Stuhl zu seiner Linken.

Jetzt lag es an mir, eine Rede zu halten, und je weniger Worte darüber verloren werden, desto besser. Anschließend wandten sich einige andere hochstehende Persönlichkeiten an die Versammlung,

und schließlich drängten wir uns alle in den Bankettsaal und schmausten einige Stunden lang. Diesmal saß ich nicht am unteren Ende der Tafel. Aus einem heimatlosen Wanderer war innerhalb weniger Monate der Zweite Mann im Staate Korva geworden. Aber all das war mir weniger wichtig als die Tatsache, daß ich jetzt eine Heimat und wirkliche Freunde hatte. Wenn nur Duare hier gewesen wäre!

Ich hatte kaum Gelegenheit, mich mit den Privilegien und Pflichten eines Kronprinzen vertraut zu machen, denn schon am nächsten Tag begann ich mit den Vorbereitungen für meine lange Reise nach Vepaja.

Noch einmal versuchte mich Taman von meinem Vorhaben abzubringen, ebenso wie Jahara und Nna und all die anderen Freunde, die ich in Korva gewonnen hatte; aber sie hatten keinen Erfolg. Ich mußte meine Suche nach Duare beginnen, denn dieses Leben ohne sie zu genießen erschien mir nicht recht.

Bei der Ausrüstung meines kleinen Fischerbootes wurde mir jede erdenkliche Hilfe zuteil. Große Wassertanks und eine Apparatur zur Entsalzung des Meerwassers wurden eingebaut. Konzentrierte Nahrungsmittel, dehydrierte Früchte und Gemüse, Nüsse und alle möglichen anderen Dinge wurden in wasserdichten Behältern an Bord geschafft. Man machte mir auch neue Segel aus unzerreißbarem Material, stattete mich mit Waffen, Munition, warmen Decken und den besten verfügbaren Navigationsinstrumenten aus.

Schließlich kam der Tag meiner Abreise, und mir wurden alle denkbaren Ehrungen zuteil. Eine Parade fand statt, und mehrere Kapellen und Hunderte von herrlich geschmückten Gantors folgten mir am Flußufer. Dem äußersten Anschein nach war es ein fröhliches Ereignis – leider nicht für mich. Mußte ich nicht annehmen, daß es ein Abschied für immer war und daß ich nur geringe Chancen hatte, mein Ziel zu erreichen? Bedrückt steuerte ich mein Schiff auf den Ozean hinaus. Ich vermochte meine düstere Stimmung erst abzuschütteln, als die Berge Anlaps am Horizont versunken waren.

Ich nahm an, daß die Reise nach Vepaja zehn bis zwanzig Tage dauern würde, was natürlich von den Winden abhing. Auch bestand die Möglichkeit, daß ich die Insel völlig verfehlte, obwohl sie ziemlich groß war.

Leider waren die Seekarten, die mir zur Verfügung standen, sehr ungenau. Sie gaben die Entfernung zwischen Anlap und Vepaja mit knapp achthundert Kilometern an, während ich die Strecke auf mindestens zweitausend Kilometer schätzte. Die erhebliche Abweichung ist auf die falsche Vorstellung zurückzuführen, die die Amtorier von ihrer Welt haben. Sie halten sie für eine flache Scheibe, die auf einem Meer aus geschmolzener Materie schwimmt, und sie glauben, daß das heiße Äquatorgebiet den Mittelpunkt dieser Scheibe bildet. Dadurch werden

natürlich alle Landmassen und Meere in ihrer Form verzerrt.

Die erste Woche verlief ereignislos. Der Wind blieb beständig, und des Nachts band ich die Ruderpinne fest und legte mich schlafen. Ich hatte eine Alarmvorrichtung konstruiert, die mich weckte, sobald das Schiff ein paar Striche vom Kurs abkam. Es war ein einfaches Gerät, das über die Kompaßnadel gesteuert wurde. Da ich nur etwa zwei- oder dreimal in der Nacht geweckt wurde, hatte ich das Gefühl, recht gut auf Kurs zu liegen. Ich hätte nur gern gewußt, wie groß die Einwirkung der Meereströmung war.

Seitdem die Küste Anlaps hinter mir verschwunden war, hatte ich kein Land mehr zu Gesicht bekommen; auch Schiffe ließen sich nicht sehen. Dafür herrschte unter Wasser um so lebhafteres Treiben. Von Zeit zu Zeit tauchten Ungeheuer aus den Tiefen auf, die jeder Beschreibung spotteten. Eine besonders zahlreich vertretene Gattung erreichte eine Körpergröße von gut dreihundert Metern. Zwischen zwei vorspringenden Augen erhob sich ein drittes Auge am Ende eines langen, beweglichen Stiels, der wie ein Sehrohr aufgerichtet werden konnte. Die Amtorier nennen dieses Ungeheuer *Rotik* – das »Dreiauge«. Als ich mein erstes Exemplar zu Gesicht bekam, hielt ich es zunächst für ein riesiges

Schiff, das in einiger Entfernung auf dem Wasser schwamm.

Am Morgen des achten Tages schließlich kündigte sich eine Begegnung an, die ich lieber vermieden hätte; ein Schiff tauchte am Horizont auf. Es war kaum anzunehmen, daß mir die Besatzung wohlgesinnt war – wenn es sich nicht gerade um die SOFAL handelte, deren Mannschaft mir damals so hilfreich zur Seite gestanden hatte.

Das fremde Schiff lag etwas Steuerbord voraus und hielt Kurs nach Osten. Es mußte meinen Weg in etwa einer Stunde kreuzen. In der Hoffnung, nicht entdeckt zu werden, holte ich mein Segel ein und ließ mich treiben. Eine halbe Stunde lang hielt das andere Schiff seinen Kurs, schwenkte dann aber auf mich zu. Es hatte mich gesichtet.

Es war ein sehr kleines Schiff, das der SOFAL sehr ähnlich war; es hatte keine Masten, Segel oder Schornsteine. Am Heck erhoben sich übereinander zwei ovale Deckshäuser. Darüber ragte ein kleiner runder Turm auf, der von einem Krähennest gekrönt wurde. An der Stange über dem Krähennest flatterte normalerweise die Flagge des Landes, zu dem das Schiff gehört, und am Bug die Flagge des jeweiligen Heimathafens. Als der Fremde näher kam, erblickte ich nur eine Flagge, die die privaten Insignien des Kapitäns zu zeigen schien. Das konnte nur bedeuten, daß ich auf einen Piraten

gestoßen war – auf ein Schiff ohne Heimathafen und Nationalität. Ein schlimmeres Schicksal hätte mir nicht blühen können. Aber es ließ sich nichts mehr dagegen tun. Jedenfalls wäre es sinnlos gewesen, die Flucht zu ergreifen. Da ich es für zweckmäßig gehalten hatte, vor der Abfahrt von Sanara meine schwarze Perücke zu tragen, hatte ich sie bei mir und legte sie jetzt an.

Als das Schiff näher kam, drehte es bei, und ich konnte die Namenszeichen am Heck erkennen – NOJO GANJA. Etwa hundert Männer hingen an der Backbordreling und beobachteten mich, ebenso wie mehrere Offiziere auf den Oberdecks.

»Geh längsseits!« brüllte einer der Offiziere, »und dann komm an Bord!«

Das war keine Einladung, sondern ein Befehl. Da mir nichts anderes übrigblieb, als zu gehorchen, setzte ich ein Segel und brachte mein Schiff in das Lee des Piraten. Man warf mir ein Seil zu, das ich am Bug festmachte. Dann kletterte ich über einen mit Knoten versehenen Strick an der Bordwand des Piratenschiffes hoch. Einige der finster aussehenden Gesellen ließen sich daraufhin in mein Boot hinab und reichten alle Vorräte herauf. Schließlich schnitten sie das Seil durch und ließen das Boot treiben. Inzwischen hatte man mich auf das Oberdeck gebracht, wo ich von dem Kapitän verhört wurde.

»Wer bist du?« fragte er.

»Ich heiße Sofal«, sagte ich. Sofal war der Name meines Piratenschiffes gewesen und bedeutete »Killer«.

»Sofal!« wiederholte er ein wenig ironisch, wie mir schien. »Und aus welchem Land kommst du?«

»Ich habe keine Heimat«, erwiderte ich. »Mein Vater war ein Faltargan, und ich bin auf einem Faltar geboren.« Ich hatte inzwischen einige Übung im Lügen. Faltargan bedeutet Pirat.

»Dann willst du also ein Pirat sein?« fragte er. »Und das ist dein Schiff?«

»Ja, ich bin ein Pirat, aber das ist nicht mein Kaperschiff. Es ist ja nur ein kleines Fischerboot. Ich bin überrascht, daß du es für ein Piratenschiff hältst.«

»Du führst leichtsinnige Reden, Bursche!« schnappte er.

»Und du führst ein leichtsinniges Kommando!« gab ich zurück. »Deshalb brauchst du auch einen Mann wie mich als Offizier. Ich habe einen eigenen Faltar gehabt und kenne mein Handwerk. Soweit ich bisher feststellen konnte, hast du zu wenig Offiziere, um mit dieser Bande von Halsabschneidern fertig zu werden.«

»Man sollte dich über Bord werfen!« sagte der Kapitän. »Melde dich unten an Deck bei Folar. Er soll dich beschäftigen! Offizier, ha! Du hast Nerven! Wenn du dich gut anstellst, darfst du am Leben bleiben – das ist alles!« Ärgerlich verschwand er nach unten.

Ich weiß nicht, warum ich ihn herausforderte; vielleicht hatte ich das Gefühl, daß er mich umgebracht hätte, wenn ich vor ihm gekrochen wäre. Ich hatte schon oft mit Männern seines Typs zu tun gehabt. Wenn man sich ihnen gewachsen zeigt, respektieren sie einen – vielleicht haben sie dann auch ein wenig Angst.

An Deck hatte ich Gelegenheit, mir meine neuen Kollegen ein wenig näher anzusehen. Sie waren wirklich eine ziemlich wild aussehende Meute.

»Wo ist Folar?« fragte ich einen Mann.

»Dort drüben, *Ortij Oolja*«, erwiderte er im Falsett und deutete auf einen riesigen Mann, der mich stirnrunzelnd anstarrte. Lautes Gelächter klang auf, denn *Ortij Oolja* bedeutet »mein Liebchen«. Offensichtlich hielt man meine kostbare Kleidung für weibisch. Ich mußte selbst ein wenig lächeln, als ich mich bei Folar meldete.

»Der Kapitän hat gesagt, ich soll mich bei dir vorstellen«, sagte ich.

»Wie heißt du?« fragte er. »Und was kannst du?«

»Ich heiße Sofal«, erwiderte ich, »und ich kann alles!«

»Ha! Ha!« lachte er freudlos. »Killer! Hört doch mal – der Killer hier kann alles!«

»Dann soll er dich doch umbringen!« rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

Polar fuhr herum. »Wer hat das gesagt?« fauchte er, erhielt aber keine Antwort.

»Du fürchtest dich vor ihm!« fuhr die Stimme gleich darauf fort. Polar war offenbar nicht sehr beliebt bei seinen Leuten. Er verlor auch sofort die Beherrschung und zog sein Schwert. Ohne mir Gelegenheit zu geben, meine Waffe zu ziehen, vollführte er einen wilden Hieb, der mich enthauptet hätte, wenn ich nicht rechtzeitig zurückgesprungen wäre. Ehe er sein Gleichgewicht wieder gewinnen konnte, war ich ebenfalls kampfbereit. Die Männer bildeten einen Kreis um uns. Während wir uns zunächst abtasteten und uns über den Gegner klarzuwerden versuchten, hörte ich einige leise Bemerkungen, die mir wenig Hoffnung machten.

Aber wie sich herausstellte, war Polar kein Schwertkämpfer; er schlug nur wild mit der Waffe herum und teilte Hiebe aus, die einen Gantor gefällt hätten. Ehe er auch nur zu einem Schlag ansetzte, wußte ich schon, was er vorhatte, und bereits in den ersten drei Minuten hätte ich ihn

mühelos umbringen können. Aber ich wußte nicht, ob er vielleicht ein Schützling des Kapitäns war, und wartete daher den richtigen Augenblick ab. Ich ließ es zu, daß er mich hierhin und dorthin jagte, allerdings ohne mich zu treffen. Schließlich wurde ich der Hetzerei müde und verwundete ihn an der Schulter. Er brüllte auf wie ein Stier und ging zum Angriff über, aber ich ritzte ihn erneut. Jetzt wurde er vorsichtiger, denn er schien zu erkennen, daß ich ihn töten konnte, wenn ich wollte. Endlich kam der Augenblick, auf den ich gewartet hatte – ich machte einen schnellen Ausfall, und seine Waffe klapperte zu Boden. Ich trat vor und legte ihm die Schwertspitze auf die Brust.

»Soll ich ihn töten?« fragte ich.

»Ja!« brüllten die Piraten erregt.

Ich ließ das Schwert sinken. »Nein, diesmal nicht«, sagte ich. »Nimm dein Schwert, Polar. Wir machen ein Unentschieden daraus, einverstanden?«

Er murmelte etwas Unverständliches, bückte sich und nahm sein Schwert zur Hand. Dann wandte er sich an einen Einäugigen, der in der ersten Reihe der Zuschauer stand. »Der Mann arbeitet in deiner Wache, Nurn. Du bist mir für ihn verantwortlich.« Und mit diesen Worten verließ er das Deck.

»Warum hast du ihn nicht umgebracht?« fragten die Männer und umdrängten mich.

»Weil ich keine Lust habe, vom Kapitän über Bord geworfen zu werden.«

»Aber jetzt wird dich Folar bei der ersten Gelegenheit umbringen!« sagte Nurn.

Das Duell hatte mich in der Achtung der Männer steigen lassen, und als sie feststellten, daß ich mit der Piratensprache durchaus vertraut war, akzeptierten sie mich völlig. Nurn schien ich besonders sympathisch zu sein. Vielleicht hoffte er, Folars Posten zu bekommen, und er schlug immer wieder vor, ich sollte ihn doch erneut zum Duell fordern und ihn dann umbringen.

»Wir versuchen, Vepaja zu finden«, erklärte er, als ich ihn nach dem Ziel der NOJO GANJA fragte. »Und zwar schon seit einem Jahr.«

»Und warum das?«

»Wir suchen einen Mann, den die Thoristen haben wollen«, sagte er. »Sie haben eine Million Pandars auf seinen Kopf gesetzt.«

»Seid ihr Thoristen?«

»Nein«, erwiderte Nurn, »aber wir können gut eine Million Pandars gebrauchen.«

»Und wer ist dieser Vepajer, den die Thoristen fangen wollen?«

»Oh, ein Mann, der einen Ongyan in Kapdor umgebracht hat. Er heißt Carson.«

Der lange Arm Thoras streckte sich also nach mir aus! Zum Glück wußte nur ich, daß er nur noch zuzugreifen brauchte. Die Thoristen sind Mitglieder einer revolutionären politischen Partei, die einen Großteil des früheren vepajanischen Reiches eroberte und jetzt in erbitterter Feindschaft zu Mintep und seinem kleinen Reich steht.

»Woher wißt ihr, daß dieser Carson in Vepaja ist?« fragte ich.

»Das wissen wir nicht genau«, erwiderte Nurn. »Er ist zusammen mit der Janjong von Vepaja aus Kapdor geflohen. Wenn die beiden noch leben, sind sie jetzt sicher in Vepaja, und dort wollen wir zuerst suchen. Wenn wir ihn dort nicht finden, kehren wir nach Noobol zurück und suchen im Landinnern.«

»Das ist aber eine schwierige Aufgabe«, sagte ich.

»O ja«, erwiderte er. »Aber seine Spur läßt sich bestimmt leicht verfolgen. Er hat gelbes Haar, und soweit ich weiß, ist er der einzige Mann in Amtor mit einer solchen Haarfarbe.« Ich tastete unwillkürlich nach meiner Perücke.

»Aber wie wollt ihr in die Baumstädte Vepajas gelangen?« fragte ich. »Man hat dort nichts für Fremde übrig.«

»Was weißt du denn darüber?« fragte er.

»Ich habe einmal eine Zeitlang in Kooaad gelebt.«

»O wirklich? Vielleicht kannst du uns helfen!«

»Aber du hast mir noch nicht verraten, wie ihr in die Stadt gelangen wollt. Das wird sehr schwierig sein.«

»Ein einzelner Mann, der Handel treiben will, wird schon hineinkommen. Wir haben unterwegs eine Menge Juwelen und andere Schätze erbeutet. Die könnte man dort zum Verkauf anbieten, und wenn der Mann Augen und Ohren offenhält, weiß er bald, ob sich Carson in Kooaad aufhält oder nicht. Aber zuerst müssen wir Vepaja finden.«

»Das ist nicht weiter schwer«, sagte ich.

»Wieso?«

»Sage dem Kapitän, daß ich ihn nach Vepaja führen kann«, erwiderte ich.

»Kannst du das wirklich?«

»Ich glaube schon. Bei den verrückten Karten, die wir haben, weiß man das allerdings nie ganz genau.«

»Ich rede mit dem Kapitän«, sagte er. »Du wartest hier – aber halte die Augen offen. Folar ist gefährlich.«

## 20

Nurn verschwand in der Kajüte des Kapitäns. Wenn er ihn von meiner Brauchbarkeit überzeugte, bot sich mir eine unwahrscheinlich günstige Gelegenheit, Kooaad zu erreichen. Soweit ich es beurteilen konnte, verfolgte die NOJO GANJA einen Kurs, der parallel zur Küste verlief, und so konnte es nicht schwierig sein, unser Ziel anzusteuern.

Während ich noch auf Nurns Rückkehr wartete, sah ich plötzlich Folar an Deck erscheinen. Er starrte mich wütend an und kam direkt auf mich zu. Ein Mann neben mir sagte: »Sieh dich vor, er will dich umbringen.« Aber ich hatte schon bemerkt, daß Folar eine Hand hinter dem Rücken verborgen hielt und daß sein Pistolenhalfter leer war. Ich reagierte sofort, zog meine Waffe und schoß zur gleichen Zeit wie Folar. Aber während die tödlichen Strahlen seiner Waffe an mir vorbeizischten, sank er getroffen zu Boden.

Augenblicklich versammelte sich eine große Menge. »Das kostet dich den Kopf«, sagte ein Mann bedauernd.

»Nicht sofort«, erwiderte ein anderer, »aber irgendwann geht er bestimmt über Bord.«

Ein Offizier, der den Zwischenfall beobachtet hatte, kam vom oberen Deckshaus herab. Er drängte sich heran. »Du willst deinem Namen also alle Ehre machen, wie?« fragte er.

»Polar wollte ihn umbringen«, sagte ein Mann, »obwohl er ihm das Leben geschenkt hatte.«

»Polar hatte ein Recht, jedes Besatzungsmitglied umzubringen, wenn er es wollte«, schnappte der Offizier. »Das wißt ihr Mistals ebensogut wie ich. Bringt den Burschen zum Kapitän und werft den Toten über Bord.«

Als ich in die Kapitänskajüte gestoßen wurde, war die Konferenz mit Nurn gerade beendet.

»Komm herein«, sagte der Kapitän nicht unfreundlich. »Ich will mit dir sprechen.«

Der Offizier in meiner Begleitung starre seinen Vorgesetzten überrascht an. »Dieser Mann hat eben Polar umgebracht.«

Nurn und der Kapitän musterten mich überrascht. »Was macht das schon?« fragte ich. »Er wollte den einzigen Mann töten, der euch nach Vepaja führen und in die Stadt eindringen kann. Ihr solltet mir sogar dankbar sein, daß ich ihn beseitigt habe.«

Der Offizier erstattete Meldung über den Vorfall und schilderte den Kampf einigermaßen fair. Der Kapitän hörte wortlos zu.

»Polar war ein Mistal«, sagte er schließlich achselzuckend. »Er hatte schon längst einen Denkzettel verdient. Du kannst gehen«, wandte er sich an den Offizier, der mich hereingeführt hatte. »Ich will mit diesem Mann sprechen. Sofal, Nurn sagte mir, daß du unser Schiff nach Vepaja führen kannst und daß man dich in Kooaad kennt. Ist das richtig?«

»Ich bin in Kooaad ziemlich bekannt«, erwiderte ich. »Und ich glaube, daß ich die NOJO GANJA nach Vepaja bringen könnte. Du wirst mir allerdings helfen müssen, nach Kooaad hineinzukommen. Alles übrige kann ich allein.«

»Welchen Kurs müssen wir nehmen?« fragte er.

»Wie fahren wir im Augenblick?«

»Nach Osten.«

»Dann müssen wir auf Südkurs gehen.«

Er schüttelte zweifelnd den Kopf, gab aber die nötigen Befehle. »Wie lange wird es dauern, bis wir Land sichteten?«

»Das weiß ich leider nicht«, erwiderte ich. »An deiner Stelle würde ich den Ausguck immer gut

besetzt halten und in der Nacht die Geschwindigkeit verringern.«

Ich wurde bei den Offizieren einquartiert – eine Gesellschaft, die mir ebensowenig zusagte wie die der gemeinen Seeleute.

Früh am nächsten Morgen sichteten wir Land. Vor uns erhob sich eine dunkle Masse, in der ich die gigantischen Wälder Vepajas erkannte. Die Bäume erreichen eine Höhe von anderthalb bis zwei Kilometern und leben von der Feuchtigkeit des inneren Wolkengürtels. Irgeudwo in dieser schwarzen Masse, etwa dreihundert Meter über dem Boden, lag die Baumstadt Kooaad. Und wenn sie noch existierte, würde ich dort auch Duare finden.

Ich begab mich zur Kapitänskajüte, um unsere Entdeckung zu melden, hielt jedoch vor der Tür inne. Eine Stimme war von drinnen zu hören.

»... und wenn wir mit Sofal fertig sind«, sagte der Kapitän, »müssen wir dafür sorgen, daß er aus dem Weg geräumt wird. Wir werden den Männern sagen, daß er bestraft wurde, weil er Folar ermordet hat. Wir dürfen die Leute nicht glauben lassen, daß sie mit allem durchkommen. Wenn wir nicht auf ihn angewiesen wären, hätte ich ihn schon gestern über Bord werfen lassen.«

Ich zog mich leise zurück und kam gleich darauf pfeifend wieder anmarschiert. Als ich meine Meldung erstattet hatte, kamen der Kapitän und sein Erster Offizier mit an Deck. Das Land war jetzt deutlich sichtbar. Wir waren ein wenig zu weit östlich geraten und mußten an der Küste entlangfahren. Ich riet dem Kapitän, seine Flagge auszutauschen, und wir einigten uns darauf, Korvas Farben zu hissen – ein Land, in dem die Vepajer bestimmt keinen Feind vermuteten.

Schließlich fanden wir den Hafen, in dem bereits ein Schiff lag, das mit Tarel beladen wurde. Die Anlagen standen unter starker Bewachung, weil aufgrund der Entfernung von Kooaad die Gefahr eines Überfalls sehr groß war.

Der Kapitän ließ mich an Land gehen, damit ich die Vepajer von unseren freundlichen Absichten überzeugte. Es stellte sich heraus, daß ich mit zwei Offizieren verhandelte, die ich beide recht gut kannte – Tofar, der ehemalige Leiter der Palastgarde, und Olthar, Bruder meines alten Freundes Kamlot. Die Perücke machte mich völlig unkenntlich, so daß ich unbefangen mit den beiden sprechen konnte.

»Wir wollen Handel treiben mit befreundeten Ländern«, erwiderte ich auf die unfreundliche Frage.  
»Wir kommen aus Korva!«

»Korva!« rief Olthar. »Wir hatten angenommen, daß Korvas Handelsmarine im letzten Krieg völlig zerstört wurde.«

»Das ist richtig«, erwiderte ich, »aber ein paar Schiffe sind der Vernichtung entgangen, weil sie gerade auf großer Fahrt waren.«

»Was haben Sie anzubieten?« fragte Tofar.

»Vor allen Dingen Schmuck«, erwiderte ich. »Ich möchte meine Ware gern in Kooad vorlegen. Die Damen des Jong-Palastes würden das sicher begrüßen!«

Als ich den beiden meine Muster zeigte, waren sie sehr interessiert.

»Wann kehren Sie in die Stadt zurück?« fragte ich.

»Sobald der Tarel-Transporter fertig beladen ist«, erwiderte Tofar. »In etwa einer Stunde.«

»Dann werde ich meine Artikel zusammensuchen«, sagte ich, »und Sie begleiten.«

Olthar schien das alles ein wenig zu schnell zu gehen, doch Tofar beruhigte ihn. »Was kann ein einzelner Mann schon ausrichten? Außerdem kommt er aus Korva – das wird Mintep sicher interessieren. Er und die Janjong wurden dort gut behandelt. Ich habe selbst gehört, wie er den

korvanischen Jong und seine Gefolgschaft in den höchsten Tönen lobte.«

Es fiel mir schwer, meine Erleichterung zu verbergen. Duare war also in Vepaja! Hoffentlich war es noch nicht zu spät!

»Sie sprechen von einer Janjong«, sagte ich. »Es freut mich zu hören, daß Ihr Jong eine Tochter hat. Es wird ihr sicher einige Juwelen aus meiner Sammlung schenken wollen.«

Die beiden schwiegen und sahen sich nur kurz an.

»Holen Sie Ihre Sachen«, sagte Tofar schließlich. »Wir nehmen Sie mit nach Kooaad.«

Der Kapitän war erfreut, als ich ihm von meinen Erfolgen berichtete. »Du mußt versuchen, diesen Carson irgendwie hier aufs Schiff zu bringen, wenn er wirklich in Kooaad ist«, sagte er.

»Oh, ich bezweifle nicht, daß ich ihn in Kooaad finden werde«, sagte ich.

Eine halbe Stunde später begann meine Reise mit Tofar, Olthar und ihren Begleitern durch die großen Wälder. Wir waren kaum eine halbe Stunde unterwegs, als mir die Augen verbunden wurden. Da ich die Vorsicht der Vepajer kannte, die die Eingänge zu ihren Baumstädten geheimhielten, sträubte ich mich nicht. Schließlich wurde ich

durch eine Öffnung geführt, und als die Tür hinter uns zugefallen war, nahm man mir die Binde ab. Ich befand mich im Innern eines Baumes – in einem Käfig, den ich mit Tofar, Olthar und einigen Kriegern teilte. Die anderen warteten neben dein Käfig. Auf ein Signal begann der Käfig nach oben zu steigen und trug uns langsam etwa dreihundert Meter hoch. Endlich stand ich wieder auf den Stegen und Astwegen der ersten amtorischen Stadt, die ich je zu Gesicht bekommen hatte. Irgendwo ganz in meiner Nähe befand sich Duare, wenn sie noch lebte. Ich spürte, wie mir das Herz bis zum Halse schlug.

Ich wurde direkt zum Palast des Jong gebracht. Wie vertraut mir das alles war! Ich dachte an meine erste Zeit auf der Venus und an die erste Begegnung mit Duare. Nach langer Zeit kehrte ich in den Palast ihres Vaters zurück, aber es stand ein Preis auf meinen Kopf.

Wir mußten warten, während sich der Wächter erkundigte, ob ich willkommen sei. Er kehrte gleich darauf zurück und gab mir Bescheid, daß sich Mintep freuen würde, einen korvanischen Händler in seinem Palast zu begrüßen.

»Er hat Bescheid geben lassen, daß Sie Ihre Waren im Empfangsraum des Palastes ausstellen«, fuhr der Wächter fort und führte uns hinein.

»Ich lasse Sie hier allein«, sagte Tofar und verabschiedete sich.

»Bitte nehmen Sie diesen Ring«, sagte ich, »als Abschiedsgeschenk. Geben Sie ihn Ihrer Frau und grüßen Sie sie von mir.«

Wenn er nur gewußt hätte, daß Carson Napier – Carson von der Venus – vor ihm stand!

Die Frauen des Hofes versammelten sich bald im Empfangsraum, und ich breitete meine Waren aus. Niemand erkannte mich, obwohl mir die meisten Gesichter vertraut waren.

Ich widmete mich schließlich einem sehr hübschen Mädchen, das zu Duares Dienerinnen gehörte. Sie interessierte sich sehr für ein ganz besonderes Stück, schien es sich jedoch nicht leisten zu können.

»Nehmen Sie den Ring!« flüsterte ich. »Ich habe schon viele gute Verkäufe gemacht. Sie können mich bezahlen, wenn ich einmal wiederkomme.«

»Aber das kann ich doch nicht annehmen!« sagte sie verwirrt.

»Bitte!« sagte ich. »Es würde mich sehr glücklich machen, zu wissen, daß dieses herrliche Stück eine Trägerin gefunden hat, die seiner würdig ist.«

Sie kämpfte sichtlich mit sich, und schließlich behielt ihre Eitelkeit die Oberhand. »Nun, vielleicht kann ich Sie eines Tages bezahlen. Und wenn nicht, gebe ich Ihnen den Ring zurück.«

»Es freut mich, daß Sie den Ring behalten wollen. Ich habe hier übrigens ein anderes sehr schönes Stück, das ich gern der Janjong vorgelegt hätte. Glauben Sie, daß das möglich wäre?«

»O nein!« rief sie laut. »Ich bin eine Dienerin der Janjong, und das wäre völlig unmöglich. Außerdem ist sie...« Ihre Stimme brach.

»Hat sie Schwierigkeiten?«

Sie nickte. »Sie soll sterben!« flüsterte sie.

»Sterben?« fragte ich. »Warum?«

»Der Staatsrat hat es so verfügt.«

»Lieben Sie sie?«

»Ja, natürlich. Ich würde mein Leben für sie geben. Aber warum interessieren Sie sich so für die Janjong?«

Ich blickte sie schweigend an und kam zu einem Entschluß. »Ich werde Ihnen den Grund sagen«, flüsterte ich. »Und damit lege ich mein Leben und das Leben der Janjong in Ihre Hände. Sehen Sie, ich bin Carson Napier – Carson von der Venus.«

Ihre Augen weiteten sich, und sie hielt den Atem an. Als sie mich eindringlich gemustert hatte, sagte sie: »Ja – ich erkenne Sie. Aber Sie haben sich so verändert!«

»Daran ist die Perücke schuld«, erwiderte ich.  
»Ich möchte Duare retten. Wollen Sie mir dabei helfen?«

»Ich habe Ihnen eben gesagt, daß ich mein Leben für sie geben würde. Was soll ich tun?«

»Ich möchte Sie bitten, mich in Duares Räume zu schmuggeln und dort zu verstecken, das ist alles.«

Sie überlegte einen Augenblick. »Das läßt sich machen«, erwiderte sie schließlich. »Sammeln Sie Ihre Sachen ein und sagen Sie den Leuten, daß Sie morgen wiederkommen.«

Ich befolgte die Anweisung, tätigte noch mehrere Verkäufe und sagte meinen Kunden, ich würde ihr Geld morgen entgegennehmen. Ich hätte fast gelächelt, als ich an den Piratenkapitän dachte, dessen Schätze ich hier verschenkte. Schließlich nahm ich meine Waren auf und machte Anstalten, zur Tür zu gehen. In diesem Augenblick sagte Vejara, Duares Dienerin, mit lauter Stimme: »Ehe Sie gehen, bringen Sie Ihre Waren doch bitte in den Vorraum meines Appartements. Ich habe dort ein Schmuckstück, zu dem ich einen passenden Ring kaufen möchte. Ich glaube, ich habe schon ein geeignetes Pendant gesehen.«

»Vielen Dank«, erwiderte ich. »Dann komme ich gleich mit.« Sie führte mich durch einige Korridore zu einer Tür, die sie mit einem Schlüssel öffnete.

Dann sah sie sich hastig um. »Schnell!« flüsterte sie. »Hier hinein! Das sind die Räume der Janjong. Sie ist allein. Mehr kann ich nicht für Sie tun. Alles Gute!«

Sie verschloß die Tür wieder hinter mir. Ich befand mich in einem sehr kleinen Warteraum, der in ein herrlich eingerichtetes Wohnzimmer führte. Auf einem Diwan lag eine Frau – Duare! Ich betrat den Raum, und sie wandte sich um und sah mich an. Ihre Augen weiteten sich ungläubig, und sie sprang auf und stürzte sich in meine Arme.

Ich brachte das Gespräch sofort auf unsere Flucht. Es gab so viele Dinge zu bereden, aber hier durften wir keine Zeit verschwenden.

»Es wird ganz einfach sein«, sagte sie. »Der Staatsrat hat mich zum Tode verurteilt – etwas anderes blieb ihm wohl auch nicht übrig. Die Gesetze sind eben stärker – wenn auch nicht so stark wie unsere Liebe. Sie werden froh sein, wenn ich entkomme, denn dann haben sie ihre Pflicht erfüllt. Auch mein Vater wird sich freuen.«

»Aber nicht der Jong von Vepaja.«

»Auch der wird ein bißchen froh sein«, erwiderte sie.

»Warum hättest du nicht ohne mich fliehen können, wenn es so leicht ist?«

»Weil ich mein Wort gegeben habe, die Haft zu achten«, erwiderte sie. »Natürlich kann ich nichts dafür, wenn ich gewaltsam entführt werde...«

Sie sagte das mit dem ernstesten Gesicht von der Welt. Duare ist herrlich!

Wir legten uns einen Fluchtplan zurecht und warteten bis zum Einbruch der Nacht. Als sich die Stadt beruhigt hatte, betraten wir einen geheimen Schacht, der im Innern des Palastbaumes nach unten führte. Er war für den äußersten Notfall bestimmt, und nur der Jong und seine Familienangehörigen wußten von seiner Existenz. Es war eine endlose Kletterei, und wir glaubten schon, niemals den Grund zu erreichen. Schließlich kamen wir aber doch ans Ziel.

Duare hatte mir berichtet, daß sie das Schiff nicht allzuweit von diesem Baum entfernt festgezurrt hätte, der ohnehin dicht am Waldrand stand. Wenn wir den Anotar unbeschädigt vorfanden, konnte uns nichts mehr passieren.

Wir verließen den Stamm und tasteten uns durch die Dunkelheit voran – wobei wir ständig auf den Angriff irgendeines wilden Tieres gefaßt waren. Als ich schließlich schon überzeugt war, den Anotar verfehlt zu haben, ragte er plötzlich vor uns auf, und ich schäme mich nicht zuzugeben, daß mir Tränen in die Augen traten, als ich erkannte, daß Duare endlich

in Sicherheit war und daß uns nichts mehr trennen konnte.

Minuten später trug uns die wunderbare Maschine in den amtorischen Himmel. Ich steuerte sie auf den Ozean hinaus und nahm Kurs auf das Königreich Korva – auf *unser* Königreich, wo uns Frieden und Glück und Freundschaft und Liebe erwarteten.

- ENDE -